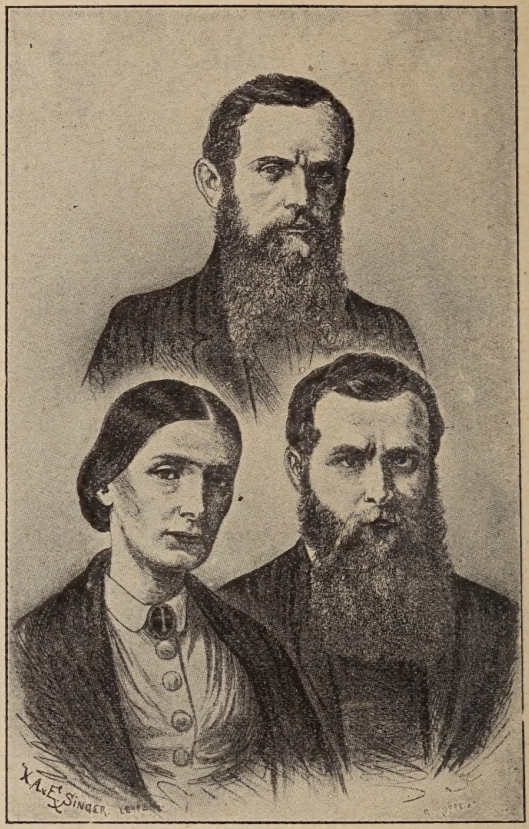
Pam- Africa West Coast
No. 45 11
CONTINUATION
Rec'd FEB
19
23

Vier Jahre gefangen in Asante

Nach den Tagebüchern der Missionare Ramseyer u. Kühne kurz zusammengestellt von P. Steiner

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung

Preis 35 Cts. = 30 Pfg.



Missionar Kühne.
Missionar Ramseyer mit Frau.
(Nach ihrer Befreiung 1874)

Vier Jahre gefangen in Asante.

Nach den Tagebüchern
der Missionare Ramseyer und Kühne
kurz dargestellt von

P. Steiner.

Siebente Auflage.

Basel
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung
1913.

Inhalt.

		Seite
1.	Vorwort	5
2.	Die Gefangennahme	7
3.	Auf dem Marsch nach Asante. Des Kindes Heimgang	14
4.	Wartezeit. Ankunft eines Leidensgenossen	22
5.	Dem König vorgestellt	26
6.	In Kumase	32
7.	Missionsversuche der Gefangenen	38
8.	Adu Bofos Einzug	41
9.	Verhandlungen wegen eines Lösegeldes. Scheinbefreiung	43
10.	Das Gericht naht. Kühnes Befreiung	47
11.	Befreiung der übrigen Gefangenen	55
12.	Das Gericht über Asante	58
13.	Die Mission in Asante	60

1. Vorwort.

An der Goldküste, wo heute 11 Basler Missionsstationen mit nahezu 200 Außenstationen stehen, hatten schon im 17. Jahrhundert nach Vertreibung der Portugiesen europäische Mächte, unter andern auch vorübergehend der große Kurfürst von Brandenburg, eine Reihe von mehr als 30 kleinen Festungen angelegt. Diese, mit einer kleinen einheimischen Besatzung versehen, dienten dem Schutz des Handelsverkehrs, der bis ins vorige Jahrhundert herein namentlich in der Ausfuhr von Sklaven bestand. Die bedeutendsten dieser befestigten Plätze, Elmina und Cape Coast, gehörten den Holländern und Briten, andere den Dänen und Franzosen. Während aber auf diese Weise der europäische Einfluß an der Küste sich immer mehr geltend machte, bildete sich seit dem Jahr 1700 aus mehreren kleinen Vasallenstaaten im Innern das auf militärischer und zugleich despotischer Grundlage ruhende Asante-Reich im Hinterland der Goldküste aus, das sich als erobernde Macht alle Länder und Völkerschaften ringsum unterwarf. Im Bestreben, das Küstengebiet gleichfalls unter seine Botmäßigkeit zu bringen und sich die Handelsplätze an der Küste zu sichern, stieß es mehrmals mit den Interessen der Engländer, die es gleichfalls auf den unbeschränkten Besitz der Goldküste abgesehen hatten, zusammen. Ja, im Jahre 1824 erlitten die Engländer eine schwere Niederlage, welche erst zwei Jahre später durch den blutigen Sieg bei Dodowa gerächt wurde, worauf ein Friedensvertrag die zwischen dem Asantegebiet und der Meeresküste wohnenden Stämme unter britischen Schutz stellte. Ueberdies wurden zwei Asanteprinzen, Nkwantabisa und Ansa Owusu, als Geiseln nach England gesandt

und dort christlich erzogen. Diese kehrten 1841 in Begleitung eines englischen (wesleyanischen) Missionars in ihre Heimat zurück und zogen gleichsam als die ersten einheimischen Friedensboten in der Hauptstadt Kumase ein. Aber dieser erste Missionsversuch in Asante mißglückte, und in Kumase selbst blieb wenig mehr davon übrig als die verfallenden Ruinen des ehemaligen Missionshauses. Asantes Stunde hatte noch nicht geschlagen, in welcher das Wort des Friedens im blutgetränkten Kumase erschallen durfte.

Im Jahre 1863 brach ein neuer Krieg aus, weil der britische Gouverneur, zwar aus Menschlichkeit, aber offenbar mit Unrecht, die Auslieferung zweier politischer Verbrecher, die sich aus Kumase zu ihm geflüchtet hatten, verweigerte. Die englische Regierung schickte bloß eine Handvoll westindischer Truppen für diesen Krieg, so daß nicht ein einziger entscheidender Streich geführt werden konnte. Diese Soldaten samt dem Aufgebot des Schutzgebietes mußten, drei Monate lang im sumpfigen Urwald lagernd, den Grenzfluß Pra bewachen, und als dann die jährlichen Regen hereinbrachen, erlagen sie fast alle den tödlichen Fiebern jener Gegend, so daß der Asantekönig spöttisch triumphieren konnte: „Der Weiße hat viele Kanonen in den Busch gebracht, aber der Busch ist stärker als die Kanonen." Natürlich verloren infolge dieses halbherzigen Auftretens nicht nur die Asanteer, sondern auch die an der Küste wohnenden Stämme allen Respekt vor den Engländern.

Unter solchen Umständen kam es im Jahre 1869 abermals zu einem Krieg, der sich aber auf der nordöstlichen Flanke und jenseits des britischen Schutzgebietes, doch hart an dessen Grenze, abspielte. Derselbe war durch die beständigen Reibungen einiger Negerstämme, die als unverträgliche Nachbarn sich gegenseitig drückten und befehdeten, bereits jahrelang vorbereitet. Zwei dieser Stämme, die Akwamer und Angloer, die jenseits des östlichen Grenzflusses Volta wohnen, riefen die Asanteer zu Hilfe und verbündeten sich insgeheim mit denselben. Diese ließen sich nicht zweimal rufen; sie sandten im Anfang des Jahres 1869 eine starke Armee an den Volta und überschritten denselben in zwei Heerkolonnen, um hier, außerhalb des britischen Protektorats, weite Ländereien im Grenzgebiet des Volta zu unterwerfen. Man wußte natürlich recht wohl in Kumase, daß die Briten, denen das Wohl der dortigen Völkerschaften nicht sonderlich am Herzen lag, keine ernstliche Einsprache erheben würden; hätte man aber hier die erhofften Siege erfochten, so beabsichtigte man später mit verstärkter Macht von Osten und vom Norden her in das Schutzgebiet der Goldküste einzufallen. Dieser vorläufig noch nicht gegen die

Engländer gerichtete Kriegszug war es, welcher im Juni jenes Jahres die Zerstörung der Basler Missionsstation Anum und zur Gefangennehmung der beiden dortigen Missionare führte.

2. Die Gefangennahme.

Die Station Anum war damals derjenige Basler Missionsposten, welcher am weitesten nach dem Innern zu vorgeschoben war und außerhalb des Schutzgebietes lag. Besondere Umstände hatten die Missionsgesellschaft dazu geführt, ihr bisheriges Arbeitsfeld auf der Goldküste am Voltastrom hinauf auszudehnen, und es geschah dies, ohne zu ahnen, daß man in dieser nordöstlichen Richtung je mit dem im Nordosten sitzenden Asante in Berührung oder Kollision kommen könnte. So wurde im Jahre 1864 der herrliche Voltafluß überschritten und in der Nähe der Stadt Anum, zwei Stunden vom Fluß entfernt, eine Niederlassung gegründet. Sie wurde auf einem mit hohem Gras bewachsenen Hügel von 200 Fuß Höhe angelegt. Der Bau des stattlichen Hauses, vielfach unterbrochen durch allerlei Stammeshändel, kam endlich zustande. Die Schul- und Missionsarbeit begann. Ein Angestellter der Missionshandlung betrieb zugleich den Einkauf von Baumwolle, die in großen Ballen auf Booten den schiffbaren Volta hinab nach der Küstenstadt Ada versandt wurde. Doch die politischen Verhältnisse legten dem gedeihlichen Aufkommen der neuen Station von Anfang an viele Hindernisse in den Weg. Zeitweise war jeder Verkehr mit dem übrigen Missionsgebiet durch die südlich von Anum am Volta sitzenden Akwamer abgeschnitten, so daß nur der Weg über die Bremer Missionsstationen nach der Sklavenküste offen war. Zur Zeit, als im Jahre 1869 die Asanteer über den Volta in dieses Gebiet hereinbrachen, befand sich in Anum seit einem halben Jahr der Schweizer Friedrich Ramseyer mit seiner Frau und ihrem einige Monate alten Knäblein. Als kaufmännischer Mitarbeiter war ihm erst seit zwei Monaten der Schlesier Johannes Kühne zur Seite getreten.

Es war eine Zeit furchtbarer Spannung, als die Gerüchte vom Anzug des Ansanteheeres sich täglich mehrten. Aus dem Lager des Königs von Anum, das sich einige Wegstunden entfernt befand, stiegen je und je weiß bemalte Neger, bis an die Zähne bewaffnet, den Missionshügel herauf, eine schauerliche Erscheinung mit den Mützen von behaartem Ochsenfell, aus denen blutbestrichene Bockshörner hervorstanden. Sie wollten da und dort Asanteer gesehen

haben und mahnten zur Flucht. Die Missionare sahen sich vor die schlimme Wahl gestellt: entweder sich selbst den Asanteern, oder Haus und Warenlager Freund und Feind preiszugeben. In der Ueberzeugung, daß sie als Missionare, die nichts mit dem Krieg zu tun hatten und keiner der streitenden Parteien angehörten, vor den Asanteern sicher sein müßten, um so mehr, als sie einige Zeit vorher einen gefangenen Asanteer losgekauft und zu den Seinigen zurückgesandt hatten, — entschlossen sie sich zu bleiben. Bald waren sie von allen verlassen. Auch die wenigen Christen der Station samt den Bediensteten machten sich mit Zustimmung der Missionare aus dem Staube, denn die Asanteer waren als „Kopfabschneider" allgemein bekannt und gefürchtet. Eine Rauchwolke, die hinter der Gebirgskette emporstieg und täglich weiter nach Osten vorrückte, ließ das feindliche Lager nicht mehr allzu fern vermuten oder kennzeichnete die brennenden Dörfer.

Allgemeine Flucht hatte Stadt und Umgegend zur lautlosen Einöde gemacht. Es war ein eigenes Gefühl, keinen menschlichen Ton mehr zu vernehmen als die eigene Stimme. So verging Stunde um Stunde. Als es dunkel geworden, ging Kühne in die am Fuß des Missionshügels gelegene Stadt hinunter, hauptsächlich um Wasser aufzutreiben. Todesstille lagerte über Anum. In den Straßen lagen nur zerbrochene Töpfe. Die Häuser standen leer und verlassen. Kein Laut ließ sich vernehmen, bis endlich ein einziges zurückgelassenes Zicklein in der Ferne meckerte. Nach langen, bangen Stunden bricht endlich ein neuer Tag an. Dieselbe Stille ringsum. Die Erwartung des Feindes läßt den Einsamen keine Ruhe. Von dem Zimmer in die Veranda, von der Veranda ins Zimmer gehen, ausschauen, lauschen — das ist ihr Tagewerk. Ha, eine Stimme! Ach nein, es war nur ein Vogelschrei. Gegen 4 Uhr plötzlich ein Flintenschuß! Kam er von Feinden oder von Freunden? Dann wieder das tiefste Schweigen. Und nun mit einemmal erschallen Menschenstimmen. Sie rufen, sie antworten, sie entfernen sich wieder. Abermals beginnt eine lange, bange Nacht, ohne Schlaf, aber voll Sorge und Unruhe.

Ein herrlicher Morgen bricht an — Sonnabend, der 12. Juni. Die leuchtende Sonne wirft neue Hoffnungsstrahlen ins bange Herz. Frau Ramseyer trocknet eben die Wäsche ihres Kleinen auf der Galerie, als sie plötzlich aus dem mannshohen Grase am Fußwege, der hinunter nach der Stadt führt, die Läufe von mindestens einem Dutzend Flinten auf sich gerichtet sieht. Gleich darauf kamen denn auch die schwarzen Krieger selbst zum Vorschein. Es waren Asanteer mit den üblichen kurzen, spitz zugeschnittenen Bärten, nicht

gerade ein vertrauenerweckender Anblick. Aber siehe! sie winken freundliche Grüße mit der Hand und rufen sogar ein höfliches Guten Morgen, Herr! Sie wollen jedoch ihre drohenden Gewehre noch immer nicht senken. Die Missionsleute traten nun miteinander vors Haus und sagten den Ankömmlingen, sie seien Freunde, und fragten, woher sie kämen? „Von Kumase. Auch wir sind Freunde" — lautete die Antwort. Nun winkten sie den Weißen, näher zu treten. Diese gaben einem jeden die Hand und versicherten, sie seien Friedensboten, die mit dem Kriege nichts zu tun hätten. Und um des Kindes willen, das sie auf dem Arme hatten, baten sie die Krieger, die gespannten Gewehre nicht mehr auf sie gerichtet zu halten, was jene auch sogleich taten. Offenbar gefiel es ihnen, daß die Missionare nicht geflohen waren, sondern die Asanteer sowohl als die Akwamer für Freunde ansahen. Doch wünschten sie nun, die Weißen sollten mitkommen zu ihrem Anführer, der ganz in der Nähe sei und sie zu sehen wünsche. Sie würden dann bald wieder zurückkehren können. Unterdessen würden sie das Haus bewachen, damit kein Unberufener eindringe oder etwas entwende.

Sie mußten sich fügen, gingen noch einmal ins Haus zurück, beteten miteinander und traten den Weg mit Ergebung an. Kaum hatten sie Zeit gehabt, noch des Kindleins Saugflasche, zwei Büchsen kondensierter Milch und einige wollene Decken mitzunehmen. Und nun ging's vorwärts. Voraus ging ein halbnackter Krieger, ein Messer an der Seite, eine lederne Peitsche unter dem Arme, die Flinte auf der Schulter. Dann kam Ramseyer mit dem Kinde, hinter ihm seine Frau und zuletzt Kühne, gefolgt von drei Soldaten. Das war schon mehr eine Marschordnung für Gefangene als für freie Leute, die bloß dem Asantefeldherrn ihre Aufwartung machen sollten. Doch sie ahnten noch nicht, was ihnen bevorstand. Erst als ihnen beim Herabsteigen ein wilder Haufe nach dem andern begegnete, die alle unter entsetzlichem Geschrei den Missionshügel hinaufstürmten, und als sie die Stadt zwar wimmelnd von Asanteern, unter ihnen aber den Feldhauptmann nicht fanden, da fingen sie an, ihre schreckliche Lage zu begreifen. In der Stadt Anum, wo Ramseyer sonst das Wort Gottes verkündigt hatte, lag alles zerrissen und verworren umher: ausgeschüttete, halbverbrannte Baumwollensäcke, Matten, Töpfe, Dach- und Zaunstücke. In der glühendsten Sonnenhitze ging es weiter durch niedergebrannte Dörfer und Städte. Die Behandlung wurde rücksichtsloser. Barsch rief man den Ermüdeten zu, sie sollten schneller laufen, bald werde man sie dem Feldherrn vor-

stellen. Aber bereits hörten die nun wirklich Gefangenen auf, nach diesem zu fragen. Sie ließen sich führen, wie man wollte. Gegen Mittag erreichten sie die Stadt Peki, die als rauchender Aschenhaufe vor ihnen lag. Hier führte man denn schon Gefangene an langen Stricken um den Hals und mit schweren Lasten auf dem Kopf an ihnen vorüber. Am Wege sehen sie auch kopflose Leichen liegen. Jetzt marschiert auch eine lange Reihe von Kriegern an ihnen vorbei. Sie kommen aus Anum und tragen das Missionseigentum! Es ist klar, daß die Station nicht bewacht, sondern geplündert wird. Ein Stück nach dem andern wird an ihnen vorbeigetragen, und hinterdrein schleppt man die Schafe der Missionsniederlassung. Vorbei geht's am schönen Pekiberg, hinter welchem auf der Ebene die Bremer Missionsstation Ho liegt, die dann am 25. Juni von den Asanteern zerstört und in Asche gelegt wurde. Aber immer weiter geht der erbarmungslose Marsch. Brennender Durst plagt sie. Am Boden liegend trinken sie aus einer Pfütze, deren Schmutzwasser Kühne sofort ein Fieber zuzieht. Mechanisch bewegen sich die Füße weiter. Die Sonnenschirme nimmt man den Erschöpften und von der Glut fast Ohnmächtigen weg. Frau Ramseyer verliert im Morast einen ihrer niederen Schuhe. Mit Gewehrkolben werden sie weiter getrieben. Selbst das arme Kind bekommt einen Stoß mit dem Gewehr an den Kopf.

Doch endlich neigt sich die Sonne zum Untergang, und aus einem Dorf tönt ihnen das Gemurmel eines Heeres entgegen. Aber kaum hat man die Weißen erblickt, so verwandelt sich das Gemurmel in ein brausendes Hohngelächter: „Ha, die Weißen", heißt es, und „guten Abend, kopfab!" Endlich durften die Unglücklichen ruhen. Man brachte ihnen etwas stinkendes Fleisch, das sie nicht genießen konnten, und auf ihr wiederholtes Bitten schließlich auch einige geröstete Maiskolben. Der kleine Hofraum, in den man sie geführt hatte, füllte sich nach und nach mit Leuten, die mehrere Feuer anzündeten und sich um dieselben lagerten. Kaum wußten sie sich vor Rauch zu helfen, und der ihnen zugeteilte Raum war so eng, daß sie die ganze Nacht in sitzender Stellung verharren mußten. Die fieberhafte Aufregung jagte ihnen alle Bilder des vergangenen Tages in rascher Reihenfolge durch Kopf und Herz und ließ sie an keinen Schlaf denken. Wie erschöpft waren sie doch am Sonntagmorgen, der dieser langen Nacht folgte! Alles kochte und aß; an sie dachte niemand. Auf inständige Bitten und Vorstellungen hin reichte man ihnen endlich einige Maisbrote und Bohnen, während sich der Hof immer wieder von solchen füllte, die sich am Anblick der gedemütigten Weißen ergötzen wollten.

An demselben Morgen wurden sie dem König von Akwamu vorgestellt, der, umgeben von seinen Aeltesten und Räten,

Miss. Ramseyer und Frau mit ihrem kleinen Fritz nach einer wenige Tage vor der Gefangennahme gemachten Aufnahme.

in der Mitte des Dorfes saß und vor Verlegenheit kaum ihren Gruß erwiderte, sie aber mit der Aussicht auf baldige Rückkehr in „ihre Stadt" tröstete. Aber schon um 10 Uhr ging es weiter —

dem Lager des Heerführers zu. Trotz der brennenden Sonnenhitze trieben die Führer fortwährend zu schnellerem Gehen an. Ein steiler Berg wird erklommen, und eine endlose Reihe von Soldaten und Lastenträgern, zum Teil mit Beute von Anum beladen, geht vor und hinter ihnen. Dann hören sie Schlachtenlärm in der Nähe, und mit der Flinte in der Hand stürmen die Krieger vorwärts. Mit einer Peitsche aus Elefantenriemen werden die Zaudernden ins Treffen getrieben. Und weiter geht's auf einer morastigen Ebene zwischen 10 und 12 Fuß hohem Gras. Hunderte von Soldaten, manche blutend und mit Wunden bedeckt, kommen ihnen entgegen, schimpfen und verwünschen sie. „Euren Kopf herunter! Warte nur, deine Nase! — Ja, in Kumase werden wir euch essen! Siehe da, die Menschentöter! Aber Asanteer werden mit Weißen fertig." Einige hielten, ja schlugen ihnen die geballte Faust ins Gesicht. Tote und Verwundete lagen am Wege oder wurden auf Bahren vorbeigetragen.

Gegen Abend wurde dann ein Dorf erreicht, aus welchem ihnen die klagenden Töne von Elefantenzähnen und Antilopenhörnern entgegenschallten, untermischt mit dem wehmütigen Klagegesang der Weiber. Alles lag voll Toter, und man war beschäftigt, die Leichen in Palmzweige zu binden und zu beerdigen. Vor dem Dorf entstand eben das Lager. Zweige wurden herbeigeschleppt, Pfähle eingerammt und leichte Hütten errichtet. Im Dunkel der hereinbrechenden Nacht bewegten sich riesige Gestalten um die flackernden Lagerfeuer. Ein schauerliches Getrommel und die Mark und Bein durchdringende Musik der Hörner und Stoßzähne übertönte den sonstigen Lärm. Endlich brachte man die Gefangenen vor einen mächtigen Zeltschirm, unter welchem eine hohe, weißgekleidete Gestalt saß. Es war der gefürchtete Feldherr Adu Bofo. Von ihm hing ihr Schicksal ab. Knieend stattete ihm einer der Soldaten seinen Bericht ab. Ramseyer suchte ihn zu vervollständigen, wurde aber nicht angehört. Die Hoffnung, den Heerführer menschlicher zu finden als seine Krieger, war nun geschwunden. Nicht nur redete er die Weißen mit keinem Worte an, er sah auch ruhig zu, wie jener Sprecher am Schluß seines Berichtes der wehrlosen Frau das Kleid vom Leibe riß. Sie hatte keine andere Wahl, sie mußte es losschnüren und den Unmenschen damit gehen lassen. Nach allem, was vorgegangen, erwarteten sie nichts anderes, als daß ihr letztes Stündlein geschlagen habe, besonders als gleich darauf ein Mann mit einem langen blanken Messer in der Hand erschien, Br. Kühne am Arm ergriff und mit ihm in der Dunkelheit verschwand. Sie befahlen ihre Seelen dem

Herrn und erwarteten mit Ergebung den Todesstreich. Doch siehe, man bringt Eisen, legt ihre Füße in Fesseln und befiehlt ihnen, sich auf die Erde niederzulegen. Auch reicht man ihnen ein Maisbrot, das in Wasser aufgeweicht ist. Zugleich aber leert man ihnen die Taschen und nimmt ihnen auch noch das Letzte, was sie an sich tragen. Es scheint, man will sie für den Morgen aufsparen. Innerlich ruhig und gefaßt legen sie sich auf den vom Regen durchnäßten Boden nieder und suchen zu schlafen — neben sich, in Bruder Ramseyers Tuchrock sorgsam eingewickelt, das zarte

Die Gefangenen in Eisen.

Kind. Noch tönten die Hörner klagend in der Ferne; der Mond aber schien klar durch die Wolken und breitete sein friedliches Licht über die blutgetränkte Erde.

Am nächsten Morgen, nachdem die Gefangenen wie Tiere in einer Menagerie von Schaulustigen betrachtet und gehöhnt worden waren, hatten sie wieder Gelegenheit, den Feldherrn Adu Bofo zu sehen. Diesmal ließ er sich auch herbei, zögernd die dargebotene Hand anzunehmen und sie anzuhören. Ramseyer setzte ihm ihre Lage auseinander und bat ihn, sie doch ziehen zu lassen, da sie ja nichts mit dem Kriege zu tun hätten. Aber seine Augen behielten denselben Ausdruck kaltblütiger Grausamkeit, und mit

steinerner Ruhe sagte er nach einer Weile: „Es ist kein Wort (Streit) zwischen Asante und Europäern; aber ich bin meines Königs Sklave und kann nichts von mir selber tun; ich muß euch zu ihm schicken.“ Also: Nach Kumase!“ Dies Wort traf die Gefangenen wie ein Donnerschlag.

---

3. Auf dem Marsch nach Asante. Des Kindes Heimgang.

Zehn Tage blieben sie nun noch bei dem Heere Adu Bofos, das, von dem feindlichen Freischarenführer Dompre vielfach beunruhigt, sich langsam gegen Norden hin bewegte. Es war eine Wohltat für die Gefangenen, daß die Tagesmärsche nur kurz waren. Langsam ging es inmitten der im landesüblichen Gänseschritt marschierenden Kriegerreihen weiter, meist bergauf, bald durch Gras, bald durch den Urwald. Kaum waren die Armen durch elende Pfeffersuppen vor dem Verhungern geschützt, des Nachts die Füße in Eisen gelegt und den Kopf auf einem Stück Holz gebettet, einmal fast fortgeschwemmt durch einen nächtlichen Wolkenbruch, dem die Blätter des Zeltdachs nicht gewachsen waren. In der einen Nacht, während der Feind einen nächtlichen Angriff machte, der den Asanteern viele Leute kostete, hing ihr Leben nur an einem Haar. Wächter, mit langen Messern in der Hand, schritten vor der Hütte auf und nieder, jeden Augenblick bereit, im Falle eines Rückzuges die Armen niederzumachen; denn wer hätte sich dann die Zeit genommen, ihre Fesseln zu lösen. So harrten sie unter allerlei, teilweise unbeschreibbaren Nöten der Entscheidung, von der sie immer noch die schwache Hoffnung hegten, daß man sie freigeben und zurückkehren lassen werde. Da endlich merkten sie eines Morgens, als sie sich dem Feuer etlicher Krieger näherten, um sich die Kleider zu trocknen, daß einige derselben ihre Habseligkeiten zusammenpackten und einer gegen seinen Nachbar flüsternd verlauten ließ, er gehe nach Kumase. Ihre Unruhe wurde noch größer, als auch ihre eigene Decke verpackt wurde. Sie forderten Auskunft; aber vergebens. Adu Bofo, vor den sie schließlich geführt zu werden wünschten, um noch einen letzten Versuch zur Freilassung zu machen oder Gewißheit über ihr Los zu erlangen, wies nur mit der Hand nach einer Himmelsgegend hin und sagte mit hinterlistigem Lachen: „Geht auf einige Zeit dorthin, ruht euch aus und eßt ein wenig; dann bring ich euch in eure Stadt.“ Er herrschte noch die Leute an, schnell aufzubrechen, und verschwand. Sie aber klammerten sich an die Verheißung

an: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende", und machten sich auf die Reise.

In der alten Ordnung verließen sie das Lager. Die Führung des Zuges war einem 60jährigen Kahlkopf und Graubart, mit Namen Akjena, anvertraut, — ein mürrischer Mensch, der nur sprach, um zu zanken, und seinen „weißen Sklaven" stets das Schlimmste gönnte, während er selbst, oft auf ihre Kosten, es sich wohl sein ließ. Er schien von Gewissensbissen und bösen Erinnerungen verfolgt, die er, wo sich die Gelegenheit dazu bot, durch

Auf dem Weg nach Asante.

Trunkenheit zu verscheuchen suchte. Die Gefangenen schrie er meist unwirsch an, wie ein Bär. Erinnerten sie ihn an Gott, der die Unbarmherzigen strafe und jede Liebe belohne, so lachte er sie einfach aus. Nur wenn er durch Palmwein in bessere Laune versetzt war, dann schwatzte er viel von seinen Heldentaten und erzählte nach Negerart Geschichten bis zu seinem Urgroßvater hinauf. Seine dienstbaren Geister waren ihres Anführers würdig. Im ganzen waren es 13 Schwarze, zwischen denen die Missionare, vom Nötigsten entblößt, als Gefangene, ja als Sklaven marschierten. „Der Alte" namentlich ließ es sich ganz besonders angelegen sein, jedes Fünklein von Mut und Hoffnung in ihnen

auszulöschen, und mit Behagen schilderte er ihnen die gräßlichen Zustände in Kumase, „wo man ihnen den Kopf abschneiden werde".

„Fast willenlos ergaben wir uns darein", heißt es im Tagebuch derselben, geschleppt zu werden, wohin und wie es den Wilden beliebte. Nun es vorbei ist, bereuen wir es nicht, eine solche Schule durchgemacht zu haben; wir kennen jetzt das Volk nicht mehr von oben herunter, wie allein es auch im besten Falle dem Missionar bekannt wird, sondern haben es von unten hinauf ansehen gelernt. Möge diese Schule ihre Segensfrüchte in uns reifen!"

Inzwischen ging es immer weiter, meist bergan, auf nacktem scharfem Felsgestein, bis sich plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, ein wunderbares Panorama vor ihnen entrollte. Eine unabsehbar weite Ebene, einem Garten vergleichbar, breitete sich vor ihnen aus, in der Ferne vom Volta gleich einem Silberfaden begrenzt. Sie begrüßten den Strom wie einen alten Freund; zu gleicher Zeit aber drängte sich ihnen die schmerzliche Gewißheit auf, daß sie denselben überschreiten und nach Kumase wandern müßten. Sie sagten nun den eitlen Hoffnungen, mit denen sie sich bisher noch getragen hatten, Valet.*)

Endlich gegen Abend standen sie an den Ufern des Volta, der von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wurde. Am folgenden Morgen wurden sie auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen übergesetzt, und es galt nun, dem Flusse Lebewohl zu sagen und in unbekannte Gegenden zu ziehen. Es ging hinein in eine endlose, unbewohnte Grasebene. Von der glühenden Sonne verbrannt, dann wieder vom Regen bis auf die Haut durchnäßt, dabei durch Essen von gerösteten oder gesottenen Schnecken höchst kümmerlich ernährt, von Zeit zu Zeit todesmüde niedersinkend, während die herzlose Stimme des alten Treibers immer wieder zum Weitergehen mahnte, zudem in beständiger Angst und Sorge um das zarte Leben des Kindes, dessen in jenen Büchsen enthaltene Milchnahrung allmählich ausging und das nun mit gekautem Mais und Kassawa mühsam vor dem Verhungern geschützt werden mußte; — so machten sie diesen Wüsten-

*) In dem Dorf Wusutra auf der Berghöhe sahen sie einen Haufen geplünderter Sachen von Anum liegen, darunter auch einige Blechkisten. Nach vielen Bitten erlaubte man den Gefangenen, nach Schuhen für Frau Ramsayer darin zu suchen. Sie fanden aber nur ein Paar Hausschuhe von Br. R. In diesen, die sie jeden Tag mit Schlingpflanzen an den Füßen befestigte, legte die arme Frau den ganzen Weg bis nach Kumase zurück.

zug, von Schmutz und Ungeziefer fast verzehrt, dazwischen von Heeren schwarzer Ameisen bis aufs Blut geplagt.

Nach mehrtägiger Wanderung und nach Ueberschreiten des reißenden Aframflusses grüßte sie aus der Ferne ein schönes Gebirge, das mit seinen Waldungen, Felsen und Bergspitzen heimatliche Erinnerungen in den Gefangenen auffrischte. Es war das Bergland Okwawu, das sie, von Hunger und Durst gequält, schweißtriefend erstiegen. Aber auch hier, auf dem wellenartigen Tafelland, wurde noch nicht Halt gemacht. Mühsam mußten sie sich fortschleppen, bis sie endlich die Stadt Tafo erreichten. Sie befanden sich nun in einer der Asanteprovinzen, die jedoch durch den letztjährigen Durchzug des Heeres Adu Bofos stark ausgesogen worden war. Aber wie wohltuend war der Empfang, den die Gefangenen hier erfuhren. Auf beiden Seiten der reinlich gehaltenen Straße standen die Leute vor ihren Häusern und betrachteten sie mit stillem Staunen, etliche auch mit Mitleid. Von den Notabeln der Stadt wurden sie freundlich gegrüßt, man räumte ihnen neben einem Fetisch ein Zimmerchen ein, wo sie von den Neugierigen weniger belästigt wurden und trug ihnen von allen Seiten Lebensmittel zu. Zum erstenmal seit drei Wochen konnten sie sich wieder einmal satt essen. Das war der erste Lichtpunkt in ihrer dunkeln Heimsuchung, und sie fühlten, man war ihnen hier, selbst von seiten des Fetischpriesters, mit Achtung und Menschlichkeit entgegengekommen.

Auch in dem hochgelegenen Abetifi, dem Hauptort von Okwawu, wo sie drei Tage lagerten, widerfuhr ihnen noch manche weitere Freundlichkeit; selbst die Fetischpriester, die eine Ahnung davon hatten, daß sie „Gottesmänner" sein müßten, zeichneten sich durch Entgegenkommen und Dienstfertigkeit aus. Von hier ging es über Abene, den Sitz des Königs, wo man sie mit Früchten beschenkte, in den düstern Urwald hinein, dem eigentlichen Asante zu. Wohl gewährte ihnen dieser wohltuenden Schatten, und selbst an Wasser gebrach es nicht, aber um so mehr plagte sie der Hunger, da ihre Wanderung durch keine Ortschaften führte und die Mahlzeiten mager ausfielen. Endlos dehnte sich die schweigende Urwildnis vor ihnen aus. Enge Fußpfade winden sich durch das Chaos der üppigen Vegetation. Unzählige Baumriesen, durch Stürme oder durch das Alter zu Boden gestreckt, liegen quer über den Pfad und müssen überklettert oder umgangen werden. Wundervoll und großartig türmen sich in immer neuen Gestalten die gewaltigsten Baumkronen über dem dahinschreitenden Wanderer; Stämme und Aeste sind von zahllosen Schlingpflanzen um-

woben, und letztere hängen wie wundersam geformte Kronleuchter von der Decke des Naturdomes herab. Gleich Schiffstauen ranken und winden sich die Lianen in wirrem Durcheinander und in phantastischem Naturspiel von Baum zu Baum und machen das Unterholz zu einem undurchdringlichen Gehege. Feierliches Dunkel herrscht in diesen Hallen, da die grellen Strahlen der Tropensonne nur spärlich den Urwald durchbrechen, indem das grüne Laubdach das Tageslicht dämpft. Still und wie erstorben oder doch wie vom Schlummer umfangen erscheint das ganze Naturleben. Wohl hört man hie und da die Stimme eines krächzenden oder pfeifenden Vogels; doch nur wie aus der Ferne. Sie hausen freilich da, die Papageien und Affen und anderes Getier, das sich's wohl sein läßt im grünen Revier; aber wo der Herr der Schöpfung daherschreitet, da ist ihr Tummelplatz nicht. Ihn aber überwältigt die ahnungsvolle Ruhe, die in diesem Halbdunkel herrscht, und es drängt ihn, den anzubeten, der sich hier seine Säulen aufgebaut und seinen Tempel gegründet hat, und mahnt ihn an ein verlorenes Eden, wo er noch anders einherschreitet, mit erhobenem Haupte.

Die traurige Lage der Gefangenen ließ sie wohl kaum zu solchen Betrachtungen kommen; denn mit leerem Magen mußten sie durch den endlosen Wald pilgern und auf der feuchten, kalten Erde nächtigen. Endlich erreichten sie die ziemlich große Stadt A g o g o, deren Häuptling sie freundlich begrüßte. Ganz unerwartet sollten sie hier eine dreiwöchentliche Rast erleben; einige ihrer Begleiter machten sich reisefertig und marschierten nach Kumase ab, augenscheinlich um die Annäherung der Gefangenen zu melden und Anordnungen betreffs derselben beim König einzuholen. Erst nach 14 Tagen kehrten dieselben von dort zurück, und aus den gedämpften Stimmen der Soldaten entnahmen die Gefangenen so viel, daß sie in eine Stadt S o k o r e gebracht werden sollten*).

Es wurde nun der Weitermarsch angetreten, bis sie am 30. Juli Totorase, ein Plantagendorf der Stadt Sokore, erreichten. Sie waren jetzt mitten im Asanteland, einer reichen, fruchtbaren

---

*) „Diese Wartezeit in Agogo gehört wohl zu den schwersten Tagen unserer Gefangenschaft. Die Straße, auf der wir so oft von Haus zu Haus gingen und um ein Ei für unser hungerndes Kind baten, sowie den Schattenbaum vor unserer Hütte, an dessen Fuß unser abgemagerter Liebling so ergeben saß und an seinem leeren Gummipfropf saugte — alles das werden wir nie vergessen. Ja, Agogo, wie ganz Okwawu, betrachten wir noch heute als ein teures Vermächtnis unseres Kindes." R.

und ziemlich gut angebauten Ebene, von zahlreichen Bächen durchschnitten, von prächtigen Waldungen umschattet. Vor jedem Dorfe fand man schöne, breite, geebnete Wege, welche die einzelnen Ortschaften miteinander verbanden. Opferspenden, in einer Menge von Töpfen, aus Mais und Eiern bestehend, lagen vor den Dörfern am Eingang für die Geister aufgehäuft. Palmen und Bananengärten umgaben jeden größeren Wohnort in malerischer Abwechslung und Fülle. Die Häuser mit hohen, spitzen Dächern lagen entweder gruppenweis um einen freien Platz her oder längs einer breiten, von schönen Bäumen beschatteten Straße. Zehn Tage sollten sie hier in Totorase verweilen; aber was für Tage! Hören wir Missionar Ramseyer selber davon erzählen:

Am Morgen nach unserer Ankunft zogen zwei unserer Begleiter nach Kumase weiter, um dem König unser Eintreffen zu melden, zugleich aber auch (wie wir später erfuhren) ihn von dem bedenklichen Zustand unseres Kindes zu unterrichten. Solange es noch mit den Händchen spielte, hatten sie unsere Sorge um dasselbe für Heuchelei gehalten. Nun, da es zu spät war, sahen sie ein, wie heruntergekommen es sei, lachten uns nicht mehr aus, sondern bemühten sich selbst (Akjena ausgenommen), ihm bessere Nahrung zu verschaffen.

„Die Fürstin von Sokore, die uns nun besuchte, eine ziemlich junge Frau, reichlich behangen mit Gold und Fetischschnüren, legte wahre Teilnahme an den Tag. Sie grüßte uns freundlich, reichte einem jeden die Hand und sandte uns Eier. Ebenso versorgten uns die Einwohner mit Pisang. Aber für den Kleinen war es zu spät. Noch sehe ich den abgezehrten Leib mit den hervortretenden Rippen, die dünnen Arme und Beine, die tiefgesunkenen matten Aeuglein und die kleine, immer spitziger werdende Nase. Dann blickte er uns oft an, als frage er: wie lange? — Jeden Morgen kochten wir ihm zuerst sein Ei und trugen ihn dann an den Bach, seine Lumpen und ihn selbst zu waschen; in dieses Wasser fiel manche stille Träne. Dann gingen wir mit ihm im prächtigen Bananenhain hinter dem Hause auf und ab, sangen ihm auch manches Liedlein. Heftige Schmerzen waren nicht zu bemerken; das Kind blieb meist ruhig und weinte äußerst selten. Doch es litt von innerer Hitze und verlangte immer zu trinken, sobald er die leere Milchbüchse sah. Eines Nachmittags, da die Sonne den Gartenweg sehr heiß beschien, hatten wir uns mit dem Kinde seitwärts unter die schattigen Bananen gesetzt. Einer der wachhabenden Soldaten meldete das dem Alten. Dieser wütete wieder einmal nach Herzenslust und schäumte seinen Geifer gegen uns heraus,

während sein Sohn mir die halbvergessenen Eisen wieder anschmieden mußte."

Indessen nahten die Leiden des Kindes, das nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen schien, ihrem Ende. Wohl versuchten die Leute teilnehmend zu trösten und zu sagen: „Nein, nein, es darf nicht sterben, der König will es nicht!" Aber am 7. August hatte es ausgelitten und hauchte sein unschuldiges Leben aus. Ernst und stumm schauten die Eingeborenen auf das sterbende Kind. Sein entseelter Körper wurde in einen Korb von Palmzweigen gebettet und mit seinem durchlöcherten Hemdchen und Flanellröckchen bedeckt. Einige Blumen wurden ihm in die Händchen gelegt, und so wurde es unter Gebet zu seiner letzten Ruhe gebettet. Und mögen, wenn einst die Posaune es aus dieser Ruhestätte ruft, auch viele Asantegräber sich auftun zu einer Auferstehung des Lebens!

Kaum hatten die betrübten Eltern ihr geliebtes Kind zu Grab getragen, so wurde ihnen eine unerwartete Aufmunterung zu teil. Der nach Kumase geschickte Bote war in Begleitung eines Gesandten vom Palast zurückgekommen. Dieser königliche Beamte trug als Abzeichen seiner Würde eine große runde Goldplatte auf der Brust; hinter ihm drein schritten zwei Knaben, ein buntes, 6 Ellen langes Stück Zeug an beiden Ecken haltend; danach ein anderer Knabe mit einem Zuckerhut auf einer Messingplatte auf dem Kopf, und ein dritter mit einem stattlichen Widder. „Der König lasse grüßen und bedaure die Krankheit des Kindes; er sende ihm den Zucker und das Zeug, damit es nicht auf dem Boden schlafen müsse, den Missionaren aber das Schaf und 8 Dollar Goldstaub. Sie sollten nur ruhig sein und sich eine kleine Zeit gedulden; er werde sie rufen lassen und dann in ihre Stadt zurückschicken." Auf die Bemerkung, daß die Sachen für das Kind zu spät kämen, tröstete sie der Gesandte mit den Worten: „Der König hat euch lieb und will nicht, daß ihr Kummer habt." Ja, der König hätte sogar eine Milchkuh geschickt, wenn in Kumase nur eine solche aufzutreiben gewesen wäre. Aber da die Asanteer, wie die meisten Negerstämme, überhaupt die Milch verabscheuen und weder Kühe noch Ziegen melken, ist es begreiflich, daß dieser Wunsch nicht erfüllt werden konnte. Jene irdische Tröstung kam zur rechten Stunde, und sie glaubten nun doch, getroster in die Zukunft schauen zu dürfen. Unter dem Schutze des Gesandten, der sie freundlich, ja ehrerbietig behandelte, hofften sie demnächst in Kumase und — so es Gott gefiele — vielleicht am Ende ihrer Gefangenschaft zu sein.

Aber das sollte noch lange währen. Einstweilen ging es weiter nach Dschabeng, der zweitgrößten Stadt des Reiches. In der Mitte dieses stattlichen Ortes, zu dem man durch eine prächtige Allee von hohen Bäumen eingezogen war, wurde unter einem großen Schattenbaume Halt gemacht. Unter Schreien und Lärmen stürmte nun die schwarze Jugend an die gefangenen Europäer heran. Dann kam das wilde Weiberheer, das in Kriegszeiten zweimal des Tages durch die Stadt zu tanzen pflegt und durch Heulen und Singen den fernen Männern den Beistand der Götter auszuwirken sucht. Sie gebärdeten sich so fürchterlich als möglich. Weißbemalt, mit allerlei Anhängseln an Beinen und Armen, sprangen sie wie Besessene daher und schwangen mit wilden Mienen ihre Buschmesser. Eine dieser Furien umkreiste schreiend Frau Ramseyer und hielt derselben ein Schwert gerade vors Gesicht. Dann stürmte sie weiter. Nachher erschienen auch einige ältere Männer; die jüngeren waren im Kriege. Es wurde Palmwein gebracht, und dieser stieg dem alten Akjena bald so zu Kopf, daß er durchaus haben wollte, hier solle übernachtet werden, damit er die Ehre habe, der ganzen Stadt seine Gefangenen zu zeigen. Der Königsbote aber hatte so viel Erbarmen, daß er die Gefangenen in ein stilles Dorf der Nachbarschaft zum Uebernachten brachte, nachdem sie zuvor noch eine Audienz beim Fürsten von Dschabeng, dem nächsten im Rang nach dem König von Kumase, gehabt hatten.

Am nächsten Morgen marschierte man etliche Stunden weiter nach Abankoro, wo wieder ein Weiberheer dem kleinen Zuge entgegenkam und die Weißen, welche es für Kriegsgefangene und verruchte Feinde ihrer Männer hielt, aufs unangenehmste begrüßte. Die Häuptlingsfrau dagegen machte durch ihre zuvorkommende Freundlichkeit diesen abschreckenden Empfang wieder gut. Hier waren sie von der Hauptstadt Kumase, von dessen Betreten sie nach den gemachten Versprechungen immer noch Erlösung und Befreiung erhofften, nur noch eine kleine Tagereise (4 Stunden) entfernt, und die Armen ließen sich's nicht träumen, daß sie ein halbes Jahr in Abankoro würden verweilen müssen. Und doch geschah es so. Der Königsbote ging allein weiter nach Kumase, alle übrigen mußten zurückbleiben. Doch er war freundlich genug, vor seinem Abgang noch den Gefangenen die Bitte zu gewähren, vor den Häusern auf- und abgehen und jeden Tag sich zum Waschen an den Bach begeben zu dürfen. Das war eine große Erleichterung; denn wie namentlich Frau Ramseyer vom Ungeziefer in ihren Zöpfen, die sie nie hatte reinigen dürfen, zu leiden hatte, läßt sich

nicht sagen. Einem durchreisenden Königssohn legten sie deshalb auch die Bitte um Kamm und Schere vor; aber erst nach längerer Zeit erschien ein Knabe und brachte ihnen etwas Seife, einen alten Kamm und eine winzig kleine Schere. Wie dankten sie Gott für diese Wohltat! Eine Unterkunft fanden die Gefangenen in einer Häusergruppe, die in der Nähe eines Fetischhauses lag, welche die Begräbnisstätte einer heilig gehaltenen Pythonschlange barg. Eine geschnitzte Menschenfigur mit einem Schwert in der Faust hielt Wache vor dem Heiligtum.

---

4. Wartezeit. Ankunft eines Leidensgenossen.

Gleichförmig spann sich hier in Abankoro Tag um Tag, Woche um Woche ab. Es war ein trauriger Aufenthalt, dessen Eintönigkeit sich die Gefangenen, des Nötigsten bar, nicht einmal mit Lesen oder durch irgendwelche Beschäftigung kürzen konnten. Wie oft saßen sie da und richteten sich an einem Spruch auf, den der eine oder andere von ihnen im Sand der Straße schrieb. Das war alles, was sie tun konnten. Dazu hielt sie der Alte, trotz mehrmaliger Sendungen von Fleisch usw. seitens des Königs, höchst knapp mit der Nahrung, so daß sie sich täglich an das Mitleid der Eingeborenen wenden mußten. Oft suchten sie ihren Hunger mit einer Art Kohl zu stillen, den sie ohne Salz zu den Bananen verzehrten. Und als der im Dezember alles austrocknende Nordwind (Harmattan) zu wehen anfing, da litten sie bei ihrer dürftigen Bekleidung entsetzlich von der Kälte im offenen Hüttenraum. Auch kehrten die Fieber nun wiederholt und immer hartnäckiger bei ihnen ein. Nicht einmal des landesüblichen Schemels durften sie sich bedienen, sondern mußten auf dem Boden oder auf den Wurzeln der Banianenbäume kauern. Dazu hatten sie monatelang an einem hartnäckigen Ausschlag zu leiden. Ueber ihre Zukunft drang kein Laut an ihr Ohr. Ihre einzige Habe bestand in einer leeren Milchbüchse, die ihnen als Trinkbecher diente und auf der sie mit Hilfe der kleinen Schere alle wichtigsten Ereignisse und Daten einritzten. Erst auf wiederholtes Bitten erhielten sie von ihrer ehemaligen Habe, die als Beute in einem benachbarten Dorfe aufgehäuft lag, je zwei Kleidungsstücke. Ihre bisherigen Kleider, die sie während der letzten sieben Monate getragen hatten, ohne sie je flicken zu können, waren nur noch Fetzen, die fast vom Leibe fielen. Auch Frau Ramseyer, die bis dahin ohne Frauenkleider hatte gehen müssen, war so glücklich, nun endlich ein solches zu erhalten. Man

Ein Aſante-Dorf.

fügte noch zwei Rollen Nähgarn und zwei Nadeln hinzu. Welcher Schatz in ihrer Armut!

Hier in Abonkoro war es auch, daß am 27. August plötzlich ein Weißer, in Begleitung zweier Soldaten, vor ihnen erschien, sonnverbrannt, mit zerrissenen Beinkleidern und Schuhen. Es war der Franzose Bonnat, ein Händler aus Ho, der bei der Zerstörung der dortigen Bremer Missionsstation durch die Asanteer gefangen genommen worden war. Bei deren Anrücken hatten sich die Missionare gerade noch rechtzeitig flüchten können, während er seine Baumwollenvorräte nicht im Stich lassen wollte. Um nicht in das Schicksal der Stadt Ho verflochten zu werden, zog er sich mit seinen beiden Gehilfen auf die verlassene, auf einem Hügel gelegene Missionsstation zurück, auf der er als Händler nichts von den Asanteern befürchten zu müssen glaubte. Diese wurde aber am 25. Juni von denselben überfallen und niedergebrannt. Seinen beiden Gehilfen schnitten die Asanteer die Köpfe ab, ihn selbst aber banden sie nackt an einen Baum. In diesem Zustand hatte er die ganze Nacht zuzubringen und mußte es mit ansehen, wie man die Station ausplünderte und einäscherte, die Bücher zerriß, das Harmonium mit Säbeln zerhieb, Kaffee und Mehl wegwarf. Von der brennenden Kapelle war die Glocke herabgefallen, worauf man sie ins Lager brachte. Am folgenden Morgen ließ ihn der Heerführer Nantschi losbinden und ihm Kleider und Nahrung geben. Endlich führte man ihn ins Lager und sandte ihn von dort unter Bewachung nach Kumase. In dessen Nähe stieß er nun auf unsere Gefangenen und blieb fortan ihr treuer Leidensgefährte, der durch sein heiteres Gemüt und seine mannigfaltige Kunstfertigkeit, namentlich auch im Kochen, ihnen manche Erleichterung verschaffte. Im übrigen kann man sich aber denken, daß es ein gar trauriges Dasein in Abankoro war, wenn auch ab und zu ein Geschenk vom König, ein anderes Mal die ersten Nachrichten von der Küste, einige Abwechslung und Aufmunterung brachten.

Da auf einmal (Februar 1870) wurden sie mit der Nachricht überrascht, daß ein Königsbote unterwegs sei, der sie nach einem andern Dorfe führen sollte. Also wieder nicht in die Hauptstadt!

So befanden sie sich denn wieder auf der Wanderung durch den hohen Urwald; doch schon nach einer starken Stunde war der neue Wohnort, das ziemlich große Dorf Asotsche, erreicht. Dasselbe lag etwas weiter rückwärts von Kumase entfernt. Wohl war das eine neue Enttäuschung; aber die Gefangenen fanden bald, daß sich ihre Lage in manchem gebessert habe. Die Bewohner des Dorfes erwiesen sich als freundlich und entgegenkommend,

sandten ihnen Feldfrüchte zum Geschenk und sprachen sich offener aus. Indessen wurde der früher schon leidende Kühne immer kränker und elender, freilich fast mehr am Gemüt als am Körper. Er zehrte zusehends ab und glich zuletzt nur noch einem wandelnden Skelett. Darüber wurden die Soldaten stutzig und brachten ihm bald eine Arznei, bald besondere Speisen; allein er konnte fast nichts genießen. So gingen sie denn schließlich zum König, um ihm Bericht zu erstatten und etwaige Befehle in Empfang zu nehmen. Sie kehrten mit einem Gruß vom König zurück, ohne daß übrigens eine Veränderung in der Lage der Gefangenen wäre angeordnet worden.

Dagegen erschien eines Mittags (21. April 1870), als sie gerade am Mattenflechten saßen, ein Gesandter vom Hof mit drei Tragstühlen und dem Bescheid: die Weißen sollten eilends nach Kumase gebracht werden. Kaum trauten die Ueberraschten ihren Ohren, und wie erstaunt erst waren ihre Wächter! „Nein, der König hat euch wirklich sehr lieb!“ hieß es. Dem Alten (Akjena) aber war es wie ein Blitz aus heiterem Himmel, daß man seinen „Sklaven“ sogar Tragstühle entgegenschickte. Mit zitternder Stimme rief er sie herbei und brachte vor innerer Wut kaum die Worte heraus: „Der König will's, ihr sollt nach Kumase!“ Ramseyers und Kühne konnten vor großer Bewegung nicht mehr essen und schlafen; sollten sie etwa den Triumphzug des zurückkehrenden Feldherrn in der Hauptstadt irgendwie schmücken helfen, oder war vielleicht einer ihrer Brüder von der Küste nach Kumase gekommen, daß man sie rufen ließ? In tiefer Bewegung dankten sie ihrem himmlischen Vater und rüsteten sich zum Aufbruch.

Schon in aller Frühe verabschiedeten sie sich von den freundlichen Dorfbewohnern, bei denen sie über zwei Monate zugebracht hatten, und bestiegen ihre Tragstühle, während Bonnat sich auf die Schultern eines Trägers setzte, eine Beförderungsweise, wie sie Häuptlinge und selbst Könige dort nicht verschmähen, die ihn aber so ermüdete, daß er es vorzog, den größten Teil des Weges zu Fuß zurückzulegen. So ging es der blutgetränkten Hauptstadt zu. So oft man sich einem Dorfe näherte, mußte Bonnat wieder aufsitzen, damit man sehe, wie der König seine Weißen ehre. Wieder ging's durch Abankoro, wo sie als hochgestiegene Persönlichkeiten bewundert wurden und zu Mittag speisten. Gegen Abend wurde ihnen mitgeteilt, sie seien nun nahe bei Kumase, zugleich aber schwenkten auch ihre Träger vom Wege ab und trugen sie in ein kleines Dorf, in dessen Mitte ein großer Schattenbaum stand, unter welchem einige müßige Mohammedaner in ihrer malerischen

Tracht kauerten. Hier stiegen sie ab und harrten des weiteren. Endlich hieß es: der König befehle ihnen, hier zu verbleiben. Abermals wurden sie vom Dorf seitwärts einen Buschpfad geführt — und erblickten da auf einem freien Plätzchen am Waldsaume zwei erbärmliche Grashütten, ihren künftigen Aufenthaltsort. Derselbe war nur eine halbe Stunde von Kumase entfernt. In ihren Hoffnungen bitter getäuscht, bezogen sie ihre armselige Waldeinsamkeit, deren Verlassen ihnen streng untersagt wurde. Doch tröstete sie am folgenden Morgen das Erscheinen eines Höflings, der ihnen einen Gruß des Königs samt einem Schaf und einer Last Feldfrüchte überbrachte.

Erst nach etlichen Tagen wurden sie wieder ins Dorf beschieden und erblickten unter dessen Schattenbäumen eine große Anzahl von Häuptlingen auf messingbeschlagenen Stühlen im Halbkreis sitzen. Schwere Goldplatten hingen auf die Brust herab, Goldringe schmückten Hals, Arme und Füße, und um das Haupt hatten sie seidene Tücher geschlungen. Nachdem sie den Adel von Kumase ehrerbietig gegrüßt hatten und nach afrikanischer Sitte den Gegengruß in Empfang genommen hatten, wurde ihnen ein deutscher Brief übergeben, den sie übersetzen sollten. Dieser war von dem in Basel ausgebildeten eingeborenen Missionar David Asante geschrieben und von ihm vor langer Zeit von der Grenze Akems aus an sie abgeschickt worden. Er forschte in demselben nach ihrem Schicksal; die Gefangenen aber waren tief bewegt, nach zehn Monaten endlich einmal von den Missionsgeschwistern aus der Ferne etwas zu vernehmen. In einer weiteren Sitzung der Häuptlinge wurden sie beauftragt, diesen Brief zu beantworten, und zwar in einer an den „König von Europa“ gerichteten Zuschrift. Damit war der holländische Gouverneur von Elmina gemeint, der seinen englischen Kollegen in Cape Coast Castle bewegen sollte, die gegen die Asanteer aufgebotenen Stämme der Goldküste zurückzuberufen, damit der Asante-Feldherr Adu Bofo sich unangefochten zurückziehen könne. Hauptinhalt des Schreibens aber war: der König werde dem Landesgesetz gemäß die Gefangenen erst n a ch der Rückkehr seines Generals freilassen.

5. Dem König vorgestellt.

Endlich kündigte man den Gefangenen an, daß sie nun dem „Großkönig“ vorgestellt werden sollten. Doch auch das war eine Enttäuschung; denn bald darauf hieß es, Sr. Majestät sei ein Paar

Goldsandalen gestohlen worden, was ihn so aufgeregt habe, daß die Feierlichkeit verschoben werden müsse.

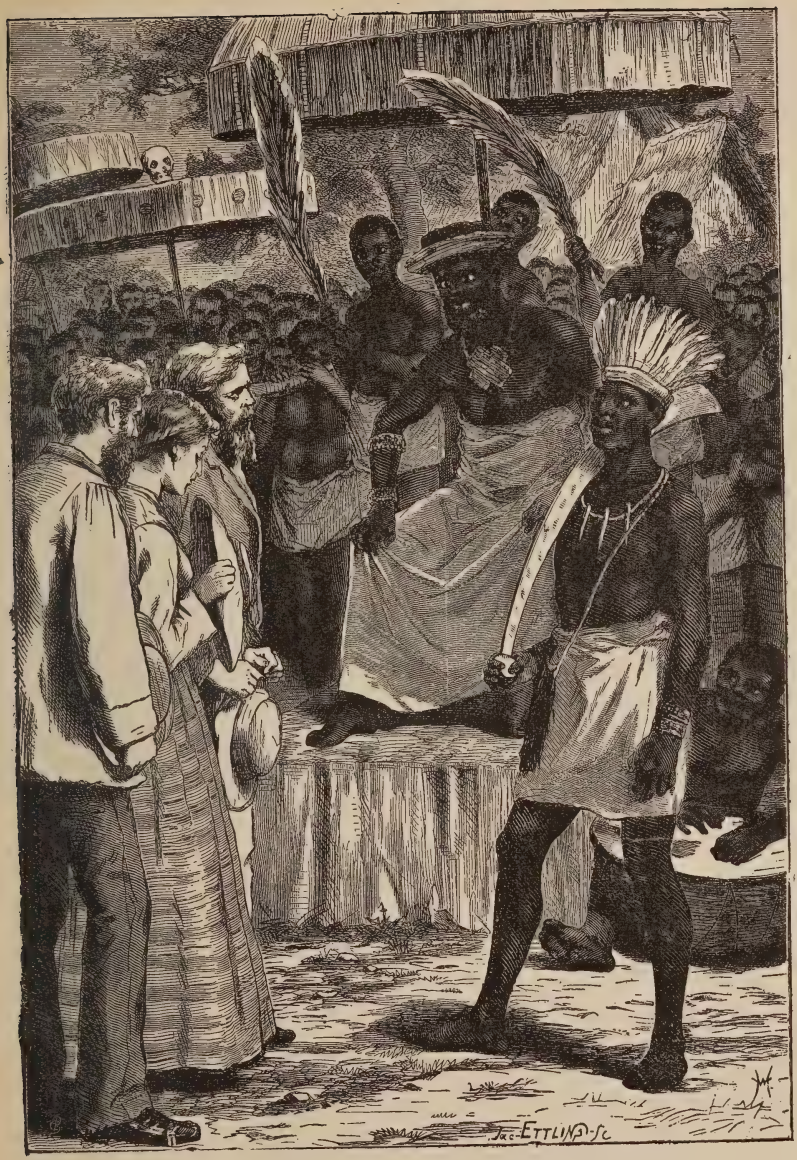
Am 7. Mai (1870) kam es dann doch zur feierlichen Vorstellung. Ein Kämmerer holte sie dazu ab. Auf großen Umwegen, wie das die afrikanische Sitte erheischt, wurden sie von demselben nach der nicht sehr entfernten Stätte geleitet. Schwertträger liefen geschäftig in der breiten Straße hin und her, während Hörner schmetterten und Trommeln wirbelten. Allenthalben war ein Rennen und Laufen in der Hauptstadt wahrzunehmen. Mohammedaner stolzierten gravitätisch in ihren langen Talaren einher und schauten prüfend auf sie nieder. Schließlich mußten die Gefangenen vor der königlichen Villa Amangchia vortreten. Hier saß in der Mitte eines glänzenden Halbkreises, welchen prächtige hohe Palmen spärlich beschatteten, auf einer mäßigen Erhöhung die Majestät von Asante, gefächelt von Pagen, umgeben von Sprechern, Großen und Häuptlingen, alle glitzernd vom mannigfaltigsten Goldschmuck. Weiter wimmelten wohl 3000 Menschen auf dem geräumigen Platz durcheinander. Die Gefangenen hatten sich etwa 50 Schritt vor den bunten Schirmen niederzusetzen, von deren Spitzen die sinnbildlichen Figuren von geschnitzten und vergoldeten Pelikanen, Affen, Elefanten und Menschenköpfen herüberschimmerten. Jeder Häuptling saß unter einem solchen, 12 Fuß im Durchmesser haltenden Sonnenschirm, und war von seinem mit Schwertern, Trommeln und Hörnern ausgerüsteteten Gefolge umgeben. Die Szene war großartig und malerisch, von Zeit zu Zeit belebt durch die wilden Klänge der Blasinstrumente und Trommeln. Dann trat ein Schwertträger auf die Gefangenen zu, um sie vor seinen hohen Herrn zu führen. Grüßend schritten sie den Halbkreis entlang bis zur Mitte, wo sie den König mit Abnahme der Hüte (auch des Frauenhutes) und einer Verbeugung ehrten, die durch ein freundliches Kopfnicken erwidert wurde. Nachdem sie auch den Rest ihres feierlichen Umzuges beendigt hatten, begaben sie sich wieder an ihre Plätze, nun auch ihrerseits den Gruß der hohen Versammlung entgegenzunehmen.

Alles stand auf, die Hörner schmetterten und das Jubelgeschrei übertönte noch die Trommeln. Mit gemessenem Schritt traten dann die einzelnen Herren herzu, je nach dem Rang, erst die kleineren, dann die größeren, und grüßten in der üblichen Weise mit erhobener Hand. Den Häuptlingen voran schritten Knaben mit Pferde- und Elefantenschwänzen; mächtige Trommeln, aus Baumklötzen geschnitzt oder aus großen Kürbisschalen gefertigt,

wurden ihnen vorausgetragen. Musikanten stießen mit aller Kraft in die mit Menschenkinnladen verzierten Hörner. Die Häuptlinge selbst prangten in Seide oder in buntgesticktem Landeszeug und trugen auf der Brust runde massive Goldplatten. Jedem derselben wurde sein geschnitzter und mit Goldblech beschlagener Lehnstuhl vorangetragen; dann folgten die Träger seiner Waffenrüstung und eine Abteilung Krieger.

Nachdem so eine Menge von Häuptlingen mit ihren Trabanten vorübergezogen war, kam das Hofpersonal heran, zuerst 80 Herolde mit der Mütze von Affenfell und einer Goldplatte an derselben, jeder seinen runden Schemel in der Hand tragend. Dann die Zwerge und Possenreißer (Hofnarren) in roten Flanellhemden samt den Eunuchen des Harems. Sechzig Knaben trugen jeder einen Schutzgott, oft formlose Gegenstände und mit teurem Gelde erkaufte Amulette und Koransprüche. Diesem Zuge folgten etwa fünf schön geschnitzte, goldverzierte Königssessel, aber über und über mit dem getrockneten Blut der Menschenopfer befleckt, dann der eigentliche Thronsessel, ganz mit Gold bedeckt; hinter ihm lange Pfeifen Seiner Majestät, wunderliche Gefäße und Schmuckwaren. Darauf folgten die Urheber einer besonders lauten und schrillen Musik, die durch alles Blasen und Trommeln hindurch sich geltend machte: die sogenannte Ketebande, dreißig wilde Burschen, welche kopfgroße, mit Steinen gefüllte Kürbisflaschen im sichersten Takte schwangen und damit einen entsetzlichen Heidenlärm machten.

Jetzt nahten größere Schirme und Fächer. Ihnen voran aber eilte tänzelnd eine unbändige Truppe von etwa hundert dumko oder Scharfrichtern, zehnjährige Knaben, Männer und weißhaarige Greise, alle mit der Leopardenmütze und zwei am Halse hängenden Messern. Die düstere Totentrommel, deren drei Schläge sich immer von Zeit zu Zeit hören ließen, schloß den Zug. Immer lauter und wilder wurde die Musik, und geführt von einigen Würdenträgern unter einem prächtigen Zeltschirm von schwarzem Sammet, der stets gedreht und auf- und niedergeschwungen wurde, kam der König majestätisch dahergeschritten. Wie kleine Teufel umtanzten ihn Knaben mit Säbeln, Fächern und Elefantenschwänzen, die aus vollem Halse schrieen: „Er kommt, er kommt! Der Mächtige naht! Der Herr der Erde schreitet daher!“ Diese schob er dann ein wenig auf die Seite, um die Gefangenen ruhig beschauen und das Hochgefühl dieses seltenen Besitzes genießen zu können. Goldsandalen schmückten seine Füße, eine reichverzierte Kronmütze den Kopf. Das Kleid war von gelbem Damast, während Hände, Arme



Dem König vorgestellt.

und Füße von Spangen strotzten. Ein halbes Dutzend Pagen hielten ihn an Armen, Rücken und Beinen wie ein kleines Kind, seine Schritte zu leiten, und riefen beständig: „Löwe, schaue vor dich! Gib acht, hier ist der Boden nicht eben!“ Andere lagen auf der Erde, um die auf dem Boden liegenden Steinchen aus dem Wege zu räumen.

Der König, obwohl noch ziemlich jung und nur von mittlerer Größe, hatte ein gebietendes Aussehen und sein Gesicht trug den Stempel eines wohlwollenden Monarchen. Von Grausamkeit zeigte sich keine Spur. Er blieb einige Augenblicke stehen, und seine Augen blitzten freundlich zu seinen Gefangenen hinüber. Und da standen sie vor ihm in buntgeflickten, vielfach zerrissenen Kleidern, wie sie bei uns ein Bettler nicht anrühren würde. Nur notdürftig hielten die mit Schnüren zusammengebundenen Schuhe. Welch ein Anblick! Nichtsdestoweniger war der König darauf stolz und hielt sie für wichtige Persönlichkeiten, die sein siegreiches Heer ihm in die Hände geliefert habe. Mit leichtem Lächeln erhob er seine Hand und wallte majestätisch weiter.

Hierauf mußten sie auch noch des Königs Mutter, die einflußreichste Person am Hofe, begrüßen. Hofdamen hielten über ihr zwei große seidene Fächer. Sie war eine rüstige, energische Greisin, die mit einem kostbaren Kleid angetan war und eine seidene Schärpe über der Schulter trug. Mit freundlichem Lächeln erwiderte sie den Gruß der Weißen. Der großartige Zug schloß mit dem Vorbeimarsch von allerlei Offizieren und Beamten, nachdem die ganze Feierlichkeit anderthalb Stunden gewährt hatte. Es war nicht der letzte Festzug, den die Gefangenen zu sehen bekamen. Bei solchen paarte sich wohl auch gelegentlich das Lächerliche mit dem Erhabenen. So wurden bei einem Feste in endloser Reihenfolge alle die wunderlichen Schätze des Königs mitgeführt. Aufseher stolzierten nebenher in irgend einem Stück europäischer Kleidung. Der eine hatte einen roten Frack, ein anderer einen langen Schlafrock an. Ein anderer trug einen Generalshut mit weißem Federbusch, ein anderer Kriegsoberster ein wallendes Damenkleid. Hinter ihnen marschierten Musikanten in holländischen Uniformen mit Klarinetten, Zimbeln und Pauken. Aber die Wildheit der Musik, des Brüllens und der sich vorwärtsbewegenden Volksmassen machte einen solchen Eindruck, daß die Muskeln der Zuschauer in fieberhaftes Zittern gerieten.

Die Gefangenen hatten nun wieder in ihr einsames Waldnest, das sie Ebenezer nannten, zurückzukehren. Wahrlich, „bis hierher hatte ihnen der Herr geholfen“. Fehlte es auch nicht an

allerlei Unannehmlichkeiten, so war ihre Lage doch eine viel erträglichere geworden. Der König sandte ihnen ab und zu Lebensmittel, wenn auch je und je eine Ebbe in den Geschenken desselben eintrat. Große Freude bereitete ihnen eine Sendung des englischen Gouverneurs in Cape Coast, die ihnen ganz unerwartet kam. Sie enthielt zwei Kisten mit Lebensmitteln, einige Teller und Bestecke, sowie etwas Goldstaub, bei ihren notdürftigen Umständen ein wahrer Reichtum. Aus den Kisten und deren Deckeln wurde dann der Eßtisch hergestellt, wie er auf vorstehendem Bild zu sehen ist. Sie

In Ebenezer vor Kumase.

durften sich nun auch etwas freier bewegen, und gelegentliche Besuche des Königs und anderer Hochgestellten trugen dazu bei, daß sie in der Achtung ihrer Umgebung stiegen.

Als ein rechter Gottesbote aber erschien ihnen bald nach ihrer Vorstellung vor dem König ein Mann, den der Herr wie eigens dazu bestellt hatte, ihnen reichen Trost und Hilfe in ihrer Gefangenschaft zu spenden. Das war der Prinz Ansa. Im Jahre 1836 als Geisel nach England gekommen, war er hier in fürstlichen Ehren erzogen, getauft und später zum Missionar ordiniert worden. Als solcher hatte er längere Zeit der wesleyanischen Mission an der westlichen Goldküste gedient. 1867 hatte ihn die englische Re-

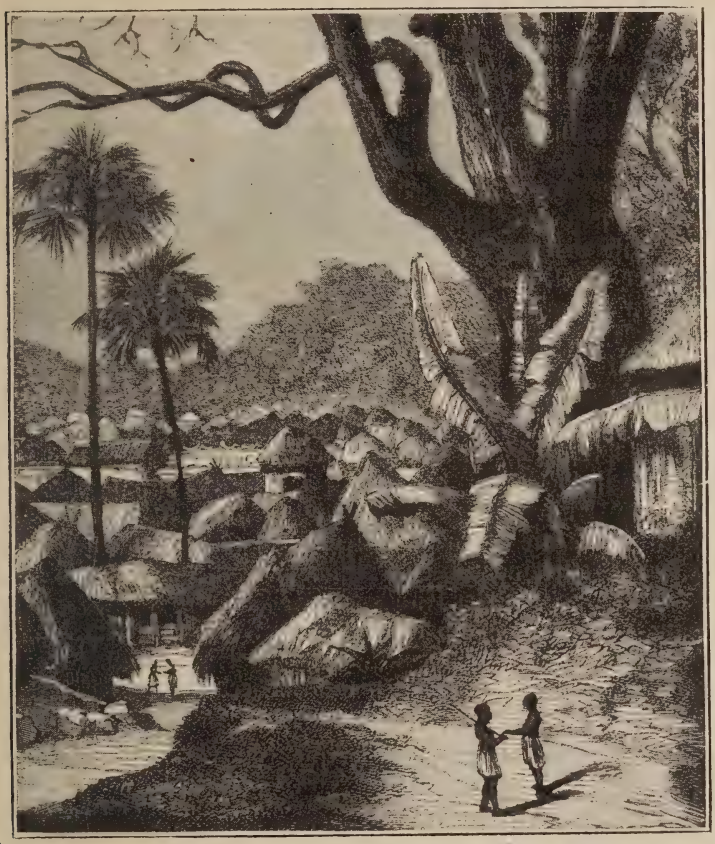
gierung als ihren Vertreter nach Kumase gesandt, wo man ihn seitdem festgehalten hatte. Regelmäßig hatte er mit seinen schwarzen christlichen Dienern und Begleitern von der Küste Gottesdienst gehalten. Mit den Missionaren feierte er in ihrer Hütte das heilige Abendmahl und verschaffte ihnen auch das langentbehrte Gotteswort in englischer Sprache und Missionsschriften. Ueberhaupt stand er ihnen treu und brüderlich zur Seite, und wenn auch sein Einfluß nicht so weit reichte, im Verein mit dem wiederholten Drängen des englischen Gouverneurs die Befreiung derselben zu erwirken, so vermittelte er doch so viel als möglich den Verkehr zwischen den Gefangenen und dem sonst wohlgesinnten König und verschaffte ihnen so manche Erleichterung. Seiner Einwirkung auf den letzteren gelang es endlich auch, die Gefangenen aus den elenden Schilfhütten, in denen sie vom Mai bis Dezember 1870 gewohnt hatten, zu erlösen und sie nach Kumase selbst kommen zu lassen. Hier in der Hauptstadt durften sie doch hoffen, eine einigermaßen bessere Wohnung zu beziehen, da der König dem Prinzen Ansa die Weisung erteilte, die noch bewohnbaren Nebengebäude des ehemaligen wesleyanischen Missionshauses, dessen Hauptgebäude bereits dem Verfall entgegenging, für sie herzurichten. Doch sollte die Uebersiedelung bei Nacht geschehen, damit kein Aufsehen in der Stadt entstehe.

---

6. In Kumase.

Es war für die Gefangenen kein geringes Ereignis, als sie endlich am 5. Dezember 1870 in einer hellen Mondscheinnacht die Uebersiedelung nach Kumase bewerkstelligen durften. Prinz Ansa selber war ihnen dabei behilflich, und mit Lob und Dank zogen sie in dem Nebengebäude des verfallenden Missionshauses ein. Doch die Freude sollte bald getrübt werden. Eben wollte Ansa zum König gehen und ihm Meldung vom stattgefundenen Umzug machen, als ein Kämmerer des Königs mit Fackeln und Gefolge eintrat. Soll derselbe etwa den Willkomm des Königs entbieten? Ach nein! Er hat ganz anderes zu melden. Seine Majestät habe sich überzeugt, so heißt es, daß es der Landessitte nicht entspreche, so bedeutende (!) Leute bei Nacht in der Hauptstadt zu empfangen; er müsse erst mit den Häuptlingen Rücksprache nehmen; dann werde er ihnen einen öffentlichen Empfang bereiten, jetzt sollten sie nur schleunigst wieder zurück nach Ebenezer!

Die Armen waren wie vom Blitz getroffen. In Gedanken an den Jubel ihrer schadenfrohen Feinde und an die Aussicht, in Ebenezer auf Adu Bofos Rückkehr aus dem Feldzuge warten zu müssen, brach Ramseyer los und erklärte dem Höfling, sie würden



Das alte Kumase.

nichts essen — das ist die Asanteart zu trotzen — wenn man sie in ihre elenden Hütten zurückverweise; sie seien zu tief gekränkt, der Kummer zu groß, und sie bäten den König, sich ihrer zu erbarmen und sie hier zu lassen. Dieser ließ nun die Uebersiedelung geschehen und wünschte nur, daß sich die Weißen einige Tage

lang nicht öffentlich sehen lassen sollten, bis er sie werde feierlich empfangen haben.

So waren denn die Vielgeplagten endlich in Kumase einquartiert, und zwar in nächster Nähe von ihrem Freund Prinz Ansa, bis derselbe am 2. Februar an die Küste abreisen durfte, um die weiteren Verhandlungen zwischen Asante und der britischen Regierung zu leiten. Zu einem Austausch der weißen Gefangenen gegen gefangene Asanteer, der am Grenzfluß Pra eingeleitet wurde, kam es aber trotz mehrfacher Verwendung des Gouverneurs und ungeachtet mehrerer Gesandtschaften, die in Kumase eintrafen, nicht. Immer und immer blieb es bei der ständigen Ausrede, dies werde geschehen, sobald Adu Bofo vom Kriege zurückgekehrt sein und seinen Einzug in Kumase gehalten haben werde. Ein weiterer Freund war den Gefangenen ein farbiger Lehrer der wesleyanischen Mission, Herr Watts, der bereits 9 Jahre in Kumase weilte und — vom König wider seinen Willen zurückgehalten — seit 4 Jahren nicht mehr mit der Küste verkehren durfte.

Für die Gefangenen fing nun eine ganz neue Zeit an. Wie verfallen auch ihre Wohnstätte war, sie erschien ihnen doch als ein Palast im Vergleich mit den Schilfhütten von Ebenezer. Dazu schliefen sie in Bettladen, deren Bettzeug freilich nur aus Matten bestand, und Ansa besorgte ihnen eine so gute Kost, wie sie eine solche in Asante nie erwartet hätten. Ja, es kam ihnen vor, als seien sie hier auf einer neuen Missionsstation, und herzlich baten sie den Herrn, sie in dieser Finsternis als Lichter leuchten zu lassen. Ach, länger als sie damals ahnten, sollten sie an diesem dunkeln Ort „stationiert" bleiben. Denn nicht weniger als 3 Jahre mußten sie hier oft unter den peinlichsten und niederdrückendsten Verhältnissen ihrer Erlösung entgegenharren. Von Missionsarbeit unter den Eingeborenen konnte in ihrer Lage und bei dem despotischen Regiment Asantes natürlich nicht viel die Rede sein. Dagegen war ihnen jetzt reichlich Gelegenheit geboten, den Charakter und die Sitten des Volkes, sowie das Leben in der Hauptstadt aufs gründlichste kennen zu lernen, wiewohl ihnen noch manches als Europäern verhüllt blieb.

Aber welche Sitten waren das! Und wessen mußten die Gefangenen nur zu häufig mit blutendem Herzen Zeuge sein! Mit Recht hat man Kumase die blutgetränkte Stadt genannt. Die geringsten Vergehen wurden mit dem Tode bestraft. Der Tod traf den, der einen Tropfen Palmöl auf der Straße fallen ließ oder ein Ei öffentlich zerbrach, der aus einer europäischen Pfeife

Tanzende Scharfrichter in Kumase.

auf der Straße rauchte, der in der Stadt mit dem Munde pfiff, der sich nicht versteckte, sobald die Weiber des Königs nahten. Einem gräßlichen Tode verfiel der Mörder. Ein Messer durch die Backen gestoßen, damit er seinen Peinigern nicht fluchen könne, die Hände auf den Rücken gebunden, zog man ihn an einem um den Hals geschlungenen Strick auf den Richtplatz. Blutend mußte er sich weiter schleppen. Um den Mittag fing die eigentliche Folterarbeit an. Mit steigender Grausamkeit ward sie bis 8 Uhr abends fortgeführt. Dann hieb man dem Verurteilten tiefe Einschnitte in alle Körperteile, hackte ihm wohl auch die Arme ab und nötigte ihn schließlich noch, vor dem Könige zu tanzen. Wollte oder konnte er das nicht, so zwang man ihn durch brennende Scheite dazu. Endlich wurde getrommelt, und der Kopf fiel.

Kein Freudenfest wurde gefeiert, an dem nicht der Tod seine Rolle spielte. Im Dezember fand das Jamsfest statt, da der König den neugeernteten Jams einweihte und dann dem Genusse übergab. An einem dieser Feiertage waren alle Gesetze aufgehoben und jeder durfte tun, was ihm beliebte. Den ganzen Tag über ward getrunken. Da gab's denn ein Lärmen und Toben bis in die Nacht hinein. Früh morgens ward das Festopfer gebracht. Irgend ein freier Mann wurde zu diesem Zweck plötzlich am Palasttor überfallen, geschlachtet und zerstückt. Vom Opfer nahm sich dann der eine einen Finger, der andere einen Arm oder einen Fuß. Derjenige aber, der den Kopf erhalten, tanzte in wilder Freude, bemalte seine Stirn rot und weiß, küßte ihn auf den Mund, lachend oder mit spöttischen Mitleidsworten, und hing ihn endlich um den Hals oder faßte ihn mit den Zähnen. Der das Herz davongetragen, röstete es und trug es in der einen Hand, ein Maisbrot in der andern, als verzehre er sein Frühstück. Dann folgten die schauerlichen Tänze der Scharfrichter. Blutrot bemalt, Kränze von menschlichen Kinnladen und Gürtel von Menschenschädeln schüttelnd, fuchtelten sie nach allen Seiten mit ihren Messern unter der Pantomime des Kopfabschneidens.

Grauenvoll war der Tag der Bantama-Totenfeier. Am frühen Morgen des 5. Februar begab sich der König hinaus nach Bantama, in das Haus der toten Könige. Es war ein langes Gebäude, in das man durch eine ebenso lange Galerie eintrat. Innen teilte es sich in kleine Zellen, deren Türen mit einem seidenen Vorhang verhängt waren. Und hinter diesen wurden die verstorbenen Könige, d. h. ihre mit Golddraht zusammengefügten Skelette in etwa 20 reichgeschmückten Särgen aufbewahrt. An jenen feierlichen Tagen wurde nun jedes Skelett auf den Stuhl

seiner Zelle gesetzt, damit ihm der König etwas Speise vorsetze. Nach dem Essen spielte die Musikbande jedem der toten Monarchen seine Lieblingsmelodie. Dann wurden einige Menschen geschlachtet. Mit ihrem Blute wusch der König die Gerippe seiner Vorfahren. Erst am Abend war er mit seiner Arbeit fertig. Den ganzen Tag über hatte man die Zeichen der Hörner und Trommeln vernommen. Zwei Stöße ins Horn bedeutete: „Der Tod! Der Tod!" drei Trommelschläge: „Schneid ihn ab!", worauf ein Zeichen der andern Trommel zu verstehen gab: „Der Kopf ist gefallen!"

Aber die schauervollste Totenfeier erlebten die Gefangenen, als der zweite Kronprinz, ein 16jähriger Jüngling, plötzlich starb. Der König saß eben in seiner Ratsversammlung. Plötzlich kam ein Bote und flüsterte dem König etwas zu. Die Majestät bückte sich, rieb die Fingerspitze am roten Boden und bemalte sich damit die Stirne. Auf dieses Zeichen hin stürzten alle Bedienten, klein und groß, so schnell sie konnten, aus dem Saal und Palast. Auch auf der Straße rennt alles durcheinander in eiliger Flucht. Was bedeutet das alles? Zur würdigen Totenfeier für den verstorbenen Prinzen müssen 150 Menschen fallen. Und schon stehen die Königsboten allenthalben auf den Straßen, um die Flüchtlinge zu erhaschen. Dem verstorbenen Königsbruder werden nicht allein viele seiner Sklaven, sondern auch eine Masse von andern Menschen geopfert, die seit Wochen und Monaten in Eisen schmachten. Ueberdies aber wird von jedem bedeutenderen Häuptling erwartet, daß er seine Gabe an Menschenleben zolle. Acht Tage lang wird das Schlachten fortgesetzt, während alles fastet, aber desto mehr trinkt. Drei Weiber des Verstorbenen, die auch hätten herhalten müssen, sind davongelaufen, werden aber durch ebensoviele Stellvertreterinnen ersetzt. Diese sitzen weißbemalt und goldbehängt am Sarge und halten die Fliegen vom Toten ab. Beim Begräbnis werden sie erdrosselt. Dasselbe Schicksal erwartet die drei Ehrenknaben, die weiß bemalt und geschmückt den Sarg umhocken.

Ein ähnliches Entsetzen wie bei solchen Leichenfeiern, verbreitete sich aber auch sonst öfters über die arme Stadt, namentlich wenn es hieß, der König tanze den Ketetanz. Das pflegte in Zeiten der höchsten Aufregung, des Zorns und der Niedergeschlagenheit zu geschehen. Der König blieb dann allein mit seinen Weibern, die ihm tanzend und singend allerlei Bilder und Erinnerungen aus schweren Tagen der Vergangenheit vorführen mußten, während die oben schon erwähnte Ketebande ihre wilde Musik ertönen ließ. Es schien ein Schwelgen im Schmerz, eine

Berauschung durch Zornesgefühle zu sein. Aber auch nach außen machte sich diese Stimmung geltend. Das konnte man schon daraus schließen, daß sich in solchen Zeiten kein Mensch aus seinem Hause hinauswagte, denn ohne Menschenopfer pflegte es nicht abzugehen, und wen die Schergen gerade ergriffen, der war ein Kind des Todes.

Einen jammervollen Anblick boten auch die Sklaventransporte dar, welche ab und zu in der Hauptstadt eintrafen. Es waren meist Kriegsgefangene, Männer, Weiber und Kinder, die halb verhungert und zu Skeletten abgemagert, nun am Ziel ihrer Wanderung dem König als Kriegsbeute vorgestellt wurden. Viele der Weiber hatten Säuglinge auf dem Rücken, denen sie wohl kaum Nahrung zu geben vermochten. Welches Elend gab's da zu schauen, und wie tief schnitt es den Gefangenen ins Herz, wenn sie diese Jammergestalten, die nur noch Haut und Knochen waren, ansehen mußten. Wie rührte sie der Anblick eines Knaben, der seinen Kopf auf die Knie hängen ließ, weil der dünne Hals ihn nicht mehr tragen konnte. Einem andern abgezehrten Kinde befahl man in barschem Tone gerade Haltung vor dem König. Der arme Knabe suchte zu gehorchen und streckte mühsam sein Brustgerippe vor. Ein abgemagertes, höchst elendes Mädchen verlangte nach seiner Mutter; die andern Weiber sahen einander an und antworteten nur: „Sie ist nicht da." Ein anderes Kind war mit Brandwunden bedeckt; als ihm Frau Ramseyer zu essen geben wollte, konnte es die Zähne nicht voneinander bringen. Das einemal mußten 20 solcher Sklavenmädchen vor dem König singen; die Vorsängerin begann mit einem Solo, die übrigen antworteten im Chore, so schwer ihnen auch das Lied im fremden Lande aus der Kehle wollte. Und welchem Lose gingen die meisten dieser unglücklichen Sklaven entgegen! Viele mußten dazu dienen, bei den gelegentlichen Totenfeiern als Opfer zu bluten, welche die blutige Sitte der Asanteer forderte.

7. Missionsversuche der Gefangenen.

Unwillkürlich fragt man da: konnten denn die gefangenen Missionare nichts tun, um gegen solche Greuel zu protestieren und die Einführung sanfterer Sitten und reinerer Gottesverehrung wenigstens vorzubereiten und anzubahnen? Ach ja, so fragt man und vergißt nur allzu leicht, was es heißen will, dem Tiger, der einen in seinen Klauen hält, Barmherzigkeit zu predigen oder —

Sklaventrupp in Kumaſe.

selbst ein Schwacher, dem Starken seinen Raub abzujagen! Gehörte doch schon viel Glaube und viel Liebe dazu, wenn die armen, oft so tief gekränkten und so schmählich behandelten Gefangenen unter all dem Druck und all den Versuchungen nur ihr eigenes christliches Bekenntnis aufrecht erhalten und ihrem himmlischen Herrn keine Schande machen wollten!

Aber natürlich vergaßen unsere gefangenen Brüder es nicht, daß sie Missionare waren, und daß auch ihre traurige Lage irgendwie zur Ausbreitung des Evangeliums und zur Errettung von Seelen gereichen müsse. Mehr als einmal nahmen sie sich schutzloser und sogar dem Tode geweihter Sklaven und Kinder an und erwiesen ihnen die aufopferndste christliche Liebe; so oft sich eine Gelegenheit bot, legten sie ein Zeugnis von ihrem Glauben an Gott, an die Erhörung des Gebets und von der Hoffnung des ewigen Lebens ab; ja, am Weihnachtsfest 1870 durfte Ramseyer zum erstenmal in seiner Wohnung das Evangelium den Asanteern in ihrer eigenen Sprache verkündigen. Leider kam während des Gottesdienstes die Musikbande des Königs mit einem Glückwunsch von Sr. Majestät, „um ihre Herzen an diesem Festtag zu erfreuen". Ein andermal wollte man eben mit dem Gottesdienst beginnen, als Bosommuru, einer der Hofbeamten, hereintrat. Eingeladen zuzuhören, zeigte er sich willig, hinderte aber den Redner bei jedem neuen Satze, indem er das eben Gesagte laut seinem Gefolge zu erklären versuchte. Als er noch mehr Zuhörer kommen sah, rief er dem Prinzen Ansa, welcher gerade den Gottesdienst hielt, zu: „Erlaubst du, daß die Leute nur so herkommen, wenn du Gott anbetest?" Am nächsten Sonntag fand er sich aber wieder ein, von vielen seiner Leute begleitet, und hörte Ramseyer über den Missionsbefehl Jesu predigen. Später (Oktober 1871) erhielten sie sogar die Erlaubnis, auf der Straße dem Volke zu predigen. Es waren wohl hundert Leute das erstemal zugegen, und später kamen noch mehr. Von dieser Zeit an durften sie jeden Sonntag auf verschiedenen Straßen die gute Botschaft des Friedensfürsten den Bewohnern der Hauptstadt verkündigen.

Schwerer ging es mit der Errichtung einer Schule, da die kleinen Unholde eben absolut nicht stillsitzen wollten, sondern gern alle möglichen dummen Streiche ausführten. Endlich gelang es aber doch, 10—15 Kinder, darunter auch einige vornehme, zu einem halbwegs regelmäßigen Schulbesuch zu bewegen und ihnen etwas beizubringen. Am liebsten hatten die Kleinen den Gesang, der freilich nur sehr allmählich aus wildem Geheul zu melodischeren Tönen sich umformen ließ. Die zwei Lieder: „Großer

Immanuel" und „O du fröhliche" gingen aber zuletzt doch ganz erträglich. Selbst der König zeigte sich diesen Missionsversuchen geneigt und er sprach den Wunsch aus, es möchte eine förmliche Mission in Kumase gegründet werden; als aber Ramseyer ihn versicherte, daß er — falls er befreit — auf den Wunsch seiner Aeltesten, d. h. des Komitees, gern nach Asante zurückkehren werde, da wollte es ihm der König durchaus nicht glauben und meinte: „Ja, jetzt sprichst du süße Worte, aber bist du einmal an der Küste, so wirst du alles vergessen haben."

Nun, Ramseyer hat doch Wort gehalten. Als freier Mann ist er später in das Land seiner Gefangenschaft zurückgekehrt.

8. Adu Bofos Einzug.

Die vielbesprochene Rückkehr des Asantefeldherrn Adu Bofo sollte nun endlich erfolgen. Dem wiederholten Drängen des englischen Gouverneurs, alle Streitkräfte aus dem Schutzgebiet und dessen Nachbarländern zurückzuziehen, war schließlich Folge geleistet worden und man rüstete sich in Kumase, den siegreichen Heerführer mit allen gebührenden Ehren zu empfangen. Es wurde große Musterung über alle Häuptlinge gehalten, von denen der alte Fürst von Mampong mit wallendem weißen Bart, in mohammedanischem Aufzug und auf einem Pferde mit maurischem Sattel reitend, sich am stattlichsten ausnahm. Etwa 10 000 Truppen und ebensoviele Zuschauer standen zum Empfange bereit.

Dieser fand am 4. September 1871 statt, bei welchem das 18—20 000 Mann starke Heer von 7 Uhr morgens bis in die Nacht hinein durch Kumase defilierte. Demselben wurde eine große Anzahl kleiner Kisten vorangetragen, welche die Gebeine gefallener Häuptlinge enthielten und die von den klagenden Weibern derselben begleitet wurden. Um die lebend zurückgekehrten Häuptlinge scharten sich in gleicher Weise deren Frauen, indem sie, weiß bemalt und mit grünem Laub behangen, neben und hinter ihren Gatten unter Freudengesang einen Reigen aufführten. Der einziehende Feldherr, begleitet vom Oberst Nantschi, prangte in einer Mütze, aus der zwei Stierhörner und Falkenfedern hervorragten. Vor ihm her wurde die in Ho geraubte Glocke getragen, die jahrelang Christen und Heiden zum Hause Gottes gerufen hatte und nun als die glänzendste Trophäe des Feldzuges ihren Einzug in Kumase hielt! Ihre weithin hallenden Töne vermischten sich jetzt mit dem wilden Kriegsgesang der vorüber-

ziehenden Truppen. Die meisten der letzteren trugen ihr Haar in zottigen Zöpfen und waren entweder mit baumwollenen Kriegsröcken bekleidet oder trugen ihr gewöhnliches Lendentuch zusammengerollt unter der Patronentasche. Die Häuptlinge waren mit zahlreichen Amuletten behängt und hatten ihre Hüte von Antilopenfell mit Federn und Goldplatten verziert. Jede Kompanie feuerte vor dem König eine Salve ab.

Nachdem Adu Bofo dem König über den Verlauf des Feldzuges Bericht erstattet und dessen Gegengruß und Geschenke in Empfang genommen hatte, folgten nun die üblichen Totenfeierlichkeiten, ein Greueltag, der sich nicht bloß auf Kumase beschränkte, sondern sich in jedem Dorf des Landes wiederholte. Den ganzen Tag konnte man das Geheul der Trauernden und die Klänge der Hörner und Trommeln hören. Viele Opfer lagen in Eisen, um im Laufe des Tages geschlachtet zu werden. Ein armes Weib, das zu entfliehen suchte, wurde eingeholt; man stieß ihr das Messer durch die Wangen, dann hatte sie mit gebundenen Händen unter dem Hohn der Menge auf dem Marktplatz zu sitzen, bis ihre Stunde geschlagen hatte. So wurde zwei Tage lang ohne Erbarmen gemordet und die entmenschte Natur noch durch übermäßigen Branntweingenuß erhitzt. Im ganzen rechnete man 136 angesehene Häuptlinge, die der Krieg hinweggerafft hatte; jedem derselben mußte ein entsprechendes Gefolge in die Unterwelt nachgeschickt werden. Danach bemesse man die Opfer, welche ihr Tod nach sich zog.

Nach all diesen Vorgängen begrüßte Adu Bofo auch seine weißen Gefangenen. Er war aber so angetrunken, daß er nur mit Mühe reden konnte. Ein konvulsivisches Zucken zog durch seinen ganzen Körper, als er ihnen die Hand reichte. Ohne Anflug von Scham ließ er sich auf einen Stuhl nieder, der seinerzeit den Missionaren abgenommen worden war. Er sprach manches über den Krieg und äußerte, jetzt seien alle seine Wünsche erfüllt; er habe nun Leute, Schirme und Gold, — doch von letzterem brauche er noch mehr und hoffe es zu bekommen!

Wichtiger als der triumphierende Einzug dieses Großen war aber den Gefangenen das in dieselbe Zeit fallende Erscheinen eines kleinen Rösch e n s, das Gott den betrübten Eltern Ramseyer als ein rechtes Freudengeschenk mitten in ihr Elend hinein geboren werden ließ. Sie wurde bald das Wunderkind von Kumase und gewann namentlich das Herz des Königs so, daß es öfters zu Hofe mußte. „Ob sie denn auch laufen könne?“ fragte er einmal bei solch einem Besuch. Die Kleine ward auf den Boden gesetzt und

lief nun stracks auf den König los, der ganz entzückt war, ihre Hand ergriff und mit ihr spielte. Ja, er war ordentlich stolz auf die Kleine und sagte: „Wenn sie einmal an die Küste kommt, werden alle sagen: In Asante wächst doch etwas Gutes." Also, das Neugeborene hatte Zeit genug gehabt, laufen zu lernen, soviel auch inzwischen, wie wir sehen werden, von einem „Gehen an die Küste" mochte geredet worden sein.

9. Verhandlungen wegen eines Lösegeldes. Scheinbefreiung.

Es war am Abend des Neujahrstages 1872, daß die Gefangenen die unerwartete Freude hatten, Prinz Ansa wieder in Kumase zu sehen. Er war vom englischen Gouverneur in die Hauptstadt geschickt worden und wurde nun bei Fackelschein vom König freudig begrüßt. Der Prinz trug bei dieser Gelegenheit eine Uniform mit goldenen Achselstücken und einen Degen an der Seite. Wie ihnen da das Herz schlug, als sie dem Freunde die Hand drückten! Auch erhielten sie durch denselben nach langer Zeit wieder einmal eine Sendung von der Küste und Briefe aus der Heimat. Ihre Rückkehr dahin aber stand noch immer in weitem Feld trotz alles Drängens von seiten des Gouverneurs, der im Fall der Weigerung ernste Folgen in Aussicht stellte und bereits damit Ernst machte, daß er zum großen Verdruß der Asanteer den Weg an die Küste sperrte.

Allein der König verriet, daß er die Absicht hege, ihre Angelegenheit „in die Hände seiner Räte" legen zu wollen. Damit war zugleich alles in Frage gestellt. Vergeblich waren Prinz Ansa's Vorstellungen. Das bewies auch eine Ratsversammlung, zu der die Gefangenen mit dem Prinzen vor den König und dessen Häuptlinge gefordert wurden und in welcher die vom Gouverneur geforderte Antwort inbezug auf die Auslieferung der Gefangenen festgestellt werden sollte. Der König setzte dabei seinen Großen auseinander, daß er es selbst für das Ratsamste halte, dem Wunsch des Gouverneurs zu entsprechen und die Weißen auszuliefern; doch möchte er erst die Ansicht Adu Bofos hören. Dieser spielte den Ueberraschten und ratschlagte einige Sekunden mit seinen Parteigängern. Den Gefangenen aber, als sie ihr Schicksal von dem Heerführer abhängig sahen, fiel ihr Kartenhaus von Hoffnungen mit einem Schlag zusammen. Und in der Tat, so war es. Adu Bofo hielt eine Rede über die letzte Kriegsgeschichte und Politik

Asantes und schloß mit den Worten: „Ich bin in den Krieg gezogen, habe gesiegt und viel Pulver aufgewendet, auch mehr als 1000 Menschen verloren, und soll jetzt Gewonnenes schwinden lassen?“ Und sie mit Tigerblicken anblitzend, rief er: „Nie, nie werde ich diese gehen lassen, nie sage ich.“ Auf die Aufforderung hin, sich auf ein besseres Wort zu besinnen, ließ er sich schließlich zu der Aeußerung herbei: dem König zu Gefallen sei er zwar bereit, sie loszulassen, aber nicht umsonst. Verkaufen solle man sie! Diesem Ausspruch traten fast alle Häuptlinge bei; die wenigen Bessergesinnten drangen mit ihren Gegenvorstellungen nicht durch. Der Preis des Lösegeldes wurde nach vielem Hin- und Herreden auf nahezu 130 000 Mark festgesetzt. Die Gefangenen aber fragten sich ernstlich, ob sie dieses große Opfer, das, wie sie fürchteten, der Missionsgesellschaft zum großen Teile zur Last fallen würde, annehmen dürften, und machten sich mit dem Gedanken vertraut, lieber in ihrer Gefangenschaft zu verharren, um so mehr, als zu befürchten stand, daß damit voraussichtlich allen späteren Missionsversuchen in Asante die Möglichkeit abgeschnitten sein würde.

Wieder ging Prinz Ansa an die Küste, und eine weitere Gesandtschaft kam von dort nach Kumase*). Die Verhandlungen zwischen der englischen Regierung und Asante nahmen ihren Fortgang, führten aber bei dem schwankenden Verhalten der ersteren und dem arglistigen Charakter des letzteren zu keinem Ziel. Die Gefangenen wagten nichts mehr von Menschen zu hoffen und erwarteten ihre Hilfe nur noch von oben. Endlich zeigte sich der König geneigt, trotz des Widerspruchs einiger Häuptlinge auf das Angebot des englischen Gouverneurs, welcher ein Lösegeld von 1000 Pfund (= 20 000 Mark) als äußerste Summe für die Gefangenen zahlen wollte, einzugehen. Doch geschah dies nicht ohne vorangehende stürmische Szenen, die sich zwischen dem hohen Rat und dem englischen Gesandten, einem Eingeborenen von der Küste, abspielten. Ein Sturm der Entrüstung, der sich in allerlei Verwünschungen, Flüchen und Drohungen Luft machte, brach los, als jener kurzweg erklärte: Der Gouverneur zahle keinen Heller mehr als 1000 Pfund und derselbe werde, sobald der Gesandte ohne die Weißen über den Prafluß fahre, den erst kürzlich geöffneten Weg an die Küste wieder sperren. Prahlerisch entgegnete der König: „Euer Gouverneur kann nicht einmal seine Festung ohne Schirm

*) Prinz Ansa blieb von da ab an der Küste und stand bis an seinen Tod in brieflichem Verkehr mit den Missionaren.

verlassen, so fürchtet er sich vor Sonne und Regen; er versuche einmal zu uns zu kommen! Wir sind bereit! Seit undenklichen Zeiten steigen die Asanteer an die Küste hinab und dann verkriechen sich die Weißen in ihren Forts; es wäre etwas Neues, wenn sie auch einmal zu uns heraufstiegen!" Einer der anwesenden Fürsten hielt dem Gesandten die geballte Faust vors Gesicht und sagte: „Hat einer zu viel Läuse, so kann er sich manche Mühe ersparen, wenn er sich das Haar glatt wegrasiert" (d. h. lieber Krieg, als stete Reibung). Die Mutter des Königs aber meinte: sie sei nur ein Weib, aber ihre linke Hand nehme es wohl mit dem Gouverneur auf. Andere ließen sich hören: „Wer etwas kauft, bestimmt den Preis; wir hatten Mühe, diese Ware herzubekommen; will der Gouverneur sie nicht kaufen, so lasse er es bleiben!" — Am Ende tolles Geschrei: „Wir geben sie nicht! Er hole sie mit Flinten und Blei! Wir töten sie! Laßt die Europäer nur kommen; wir werden sie alle gefangen hierher bringen!"

Der englische Gesandte wurde infolge dieser Stimmung der Asantefürsten, denen gegenüber selbst der König ohnmächtig war, in Kumase zurückgehalten, und es wurde ein anderer Bote mit der Antwort an den Gouverneur abgefertigt. In derselben erklärte sich der König schließlich bereit, gegen ein Lösegeld von 1000 Pfund die Weißen ziehen zu lassen und den Frieden in allen seinen Landen zu verkündigen.

Inzwischen war Kühne durch sein Lungenleiden immer elender und hinfälliger geworden. Der Gram über die fortgehenden Enttäuschungen nagte unausgesetzt an seiner Gesundheit, und sehnlichst wünschten seine Mitgefangenen, daß wenigstens ihm die Erlaubnis zur Rückkehr an die Küste erteilt werden möge.

Da auf einmal schien es, als ob die Asantepolitik doch endlich die Bahnen der Wahrheit und des Friedens einschlagen wollte. Im November 1872 wurden die Gefangenen samt dem englischen Gesandten wieder einmal vor den König und dessen Häuptlinge geführt. Hier wurde ihnen zu ihrer großen Ueberraschung vom König die Mitteilung gemacht: „M o r g e n reist ihr alle nach Fomana (an die Grenze) ab. Ich werde noch heute alles bereit machen. Sobald ihr hört, daß das Geld am Grenzfluß Pra angelangt ist, fahrt ihr hinüber." Wie schwoll ihnen das Herz von Lob und Dank! Gerührt schüttelten sie dem König seine mit Ringen und Spangen schwer beladene Hand und sprachen ihm in wenigen Worten ihren Dank aus, wobei ihnen freilich der Gedanke, daß sie für 20 000 Mark verkauft würden, wie ein Stich durchs Herz ging. Aber es war ihnen doch wie Träumenden, die

es noch immer nicht glauben konnten, daß der Tag der Freiheit so nahe sein sollte. Am 12. November durften sie wirklich die Hauptstadt verlassen und den Weg an die Grenze antreten. Nach mancherlei Beschwerden und Fieberanfällen unterwegs erreichten sie am 15. November Fomana. Von hier zogen die Königsboten weiter nach Cape Coast an die Küste, um daselbst ihre Ankunft zu melden und das Geld in Empfang zu nehmen. Erst auf dieses hin sollte der gegenseitige Friedensvertrag geschlossen werden. Doch die Gefangenen wurden durch das, was sie sahen und hörten, mehr und mehr mißtrauisch, ob denn die Asanteer nicht doch ein unehrliches Spiel mit ihnen, wie mit der englischen Regierung trieben; denn dunkle Gerüchte gingen um, daß in Kumase alles zu einem Feldzug rüste, und täglich passierten Lasten von Flinten, Munition, Rum und Salz, wie vor einem nahen Krieg. Und das alles geschah angesichts der vorgeblichen Friedensunterhandlungen. Oder wollten sich die Asanteer etwa nur weitere Sklaven aus dem Innern holen?

Endlich, am 7. Dezember, trafen die sehnlichst erwarteten Königsboten von Cape Coast ein, aber mit Gesichtern, die nichts Gutes weissagten. Ihnen auf dem Fuße folgte ein Bote des Gouverneurs, von dem die Gefangenen erfuhren, daß das Lösegeld vor den Gesandten der Asanteer abgewogen, versiegelt und bis zu ihrem Eintreffen an der Küste einem Unterhändler anvertraut worden sei. Er, der Regierungsbeamte, sei auf dem Wege nach Kumase, um dort als Pfand für die Gefangenen zu bleiben, bis das Geld abgeliefert sei, falls der König dem Gouverneur mißtraue. Das waren neue Rätsel, die sich nur zu bald lösen sollten. Zwei Tage später wußten sie, daß alle Verhandlungen mit dem Gouverneur, sowie ihre Verbringung nach Fomana, wo ihnen vom Pra her die lang ersehnte Freiheit winkte, — daß das alles nur eine von Asante wohlgespielte Komödie sei, um ihre wahren Absichten, die auf einen Einfall ins Küstengebiet zielten, zu verdecken. Ein Königsbote, der von Kumase eintraf und vor den sie beschieden wurden, meldete ihnen zu ihrem Schrecken, Se. Majestät befehle, daß ihm sein Eigentum wieder zurückgebracht werde; ehe die Weißen freigegeben würden, müßten die 1000 Pfund in Kumase angelangt sein usw. Kaum war diese Meldung ausgerichtet, als die umstehenden Asanteer sich auf die Küstenneger, die der Gouverneur den Gefangenen als Träger entgegengeschickt hatte, stürzten, dieselben mißhandelten und in den Block schlugen. Auch die Gefangenen erfuhren eine gröbliche Behandlung; sie wurden bewacht, gierig durchsuchte man ihr Gepäck, und ein Teil ihrer Habe wurde

ihnen entwendet. Zwei Tage darauf hatten sie, tief enttäuscht, den Rückmarsch nach Kumase anzutreten. Am Abend des 14. Dezember (1872) betraten sie, von zwei Bewaffneten begleitet, wieder die Hauptstadt, über welcher eine ungewöhnliche Stille lagerte.

10. Das Gericht naht. Kühnes Befreiung.

Asante ging nun mit raschen Schritten seinem Verhängnis entgegen, das es in seiner Verblendung und in seinem Uebermut über sich heraufbeschworen hatte. Der Krieg mit der Küste war eine längst beschlossene Sache gewesen. Schon der Kriegszug Adu Bofos im Jahre 1869 sollte als Vorspiel dazu dienen; denn während im folgenden Jahr ein anderer Häuptling im Westen die Stämme beunruhigte, wollte man nur den rechten Augenblick abwarten, um auch am Pra einen Vorstoß ins englische Gebiet zu wagen und so von drei Seiten zugleich dasselbe anzugreifen. Allein jene Schachzüge auf den Flanken mißglückten, und der Einfall vom Pra aus wurde auf gelegene Zeit verschoben. Krieg aber blieb die Losung des Asantеadels. Es handelte sich nur darum, sich inzwischen mit der nötigen Munition und dem unentbehrlichen Salz von der Küste aus zu versehen. Die Gefangenen aber mußten dazu dienen, die Verbindung mit derselben herzustellen. Die vielen Königsboten, die ihretwegen hin- und herliefen, und nach Asantesitte stets ein Gefolge von 20—30 Mann bei sich hatten, benutzten ihre Anwesenheit an der Küste, um Einkäufe zu machen. Diese wurden ihnen auch nie verwehrt, sebst wenn der Weg gesperrt war. Die Grenzbewohner ihrerseits hatten sich soweit versöhnt, daß dieselben große Märkte hielten, auf welchen die Asanteer, obwohl zu hohem Preis, Salz einkaufen konnten. Man tauschte Gefangene aus, um den Gouverneur und die Küstenstämme in Sicherheit zu wiegen. Endlich proklamierte sogar der kurzsichtige Gouverneur, getäuscht durch Adu Bofos Rückkehr nach Kumase und die fortwährenden Friedensversicherungen, in zuvorkommendster Weise F r i e d e n zwischen Asante und dem Schutzgebiet, und damit hatte man, was man bezweckte — freien Handelsverkehr und Gelegenheit für die Kriegsrüstungen. Zu weiterem Einkauf von Munition sollte das Lösegeld dienen, welches freilich der Gouverneur vorsichtshalber nicht ohne die stattgefundene Auslieferung der Gefangenen auszahlte. Allein man war in Cape Coast bereits so vertrauensselig geworden, daß sich Unterhändler genug fanden, welche für die von Asante eingekauften Waren gut-

standen. Ja, man ging so weit, eine weitere Geisel für die Gefangenen nach Kumase zu senden. Die Verbringung der letzteren nach Fomana hatte nur als Köder gedient, und es war eine vorher ausgemachte Sache, daß dieselben wieder zurückzukehren hätten. In der Hauptstadt herrschte ein glühender Eifer, alles für den Krieg in Bereitschaft zu setzen, und am gleichen Tag, an welchem die Gefangenen in Formana wieder festgenommen und zurücktransportiert wurden, zogen die Häuptlinge aus der Residenz, und alle Städte und Dörfer erhoben sich mit dem Rufe: Krieg, Krieg gegen die Küste!

Den erwünschten Anlaß zum Ausbruch desselben aber gab der Umstand ab, daß die Holländer, die alten Bundesgenossen Asantes, im Jahre 1872 ihr Küstenfort Elmina an die Engländer käuflich abtraten, wodurch die letzteren zu unbeschränkten Herren der ganzen Goldküste wurden. Von diesen aber fürchteten die Asanteer, vom Seeverkehr abgeschnitten zu werden. Dazu hatten die früheren Besitzer, die Holländer, dem König von Asante jährlich einen kleinen Tribut bezahlt und gegen ein Kopfgeld ihm seine Kriegsgefangenen abgenommen, um sie dann in ihren indischen Kolonien als Soldaten zu verwerten; mit andern Worten: sie hatten hier in Elmina einen kleinen Menschenhandel getrieben. Natürlich fiel, als die Engländer die holländischen Besitzungen an der Goldküste übernahmen, das Kopfgeld weg, und der Tribut, wiewohl aufs doppelte erhöht, wurde nur als ein freiwilliges Geschenk zugestanden. Das war zu viel für die stolzen Asanteer. Nun glaubten sie die entscheidende Stunde gekommen, sich mit den Weißen messen zu müssen.

So brachen sie denn im Januar 1873 mit ihrer ganzen Macht nach der Küste auf, wo niemand auf ihren Angriff vorbereitet war. Die Fante-Neger waren ihre ersten Gegner, die sich entgegenstellten; aber die Asanteer blieben Sieger und drangen unaufhaltsam sengend und brennend gegen die Küste vor. Nun erst gingen dem englischen Gouverneur, der die Gerüchte von ihrem Einfall ins Schutzgebiet lange nicht glauben wollte, die Augen auf, und er konnte sich die Tatsache nicht mehr verbergen, daß er unvorbereitet von einem überlegenen Gegner überfallen sei. Schon sahen sich die englischen Forts von den Feinden bedroht. Cape Coast selbst war voll von Flüchtlingen in elendester Lage und guter Rat bei den Briten teuer. Nur dem Mangel an Lebensmitteln und besonders den Pocken, die im Asanteheer ausbrachen, war es zu danken, daß letzteres seinen Vorteil nicht nutzte und sich schließlich wieder zurückdrängen ließ.

In Kumase herrschte indes keineswegs Siegesgefühl und Kampfesmut. Dem König bangte doch vor den möglichen Folgen des mit Gewalt herbeigeführten Feldzugs. Ganze Nächte verbrachte er mit Musik, Tanzen und Trinken, wie er denn in dieser Zeit vornehmlich in der Flasche Mut und Trost suchte. Von mehr als 50 Fetischpriestern ließ er sich weissagen und den Sieg verkündigen. Andere Priester bemühten sich, die bösen Geister zu vertreiben.

Die Lage der Gefangenen war während dieser Kriegszeit äußerst kritisch. Durch den Friedensbruch mit der englischen Regierung waren alle weiteren Unterhandlungen mit derselben abgebrochen und sie mußten sich sagen, daß je nach dem Ausgang des Krieges auch ihr Los fallen könne. Sie hatten zugleich jetzt reichliche Gelegenheit, die ganze Politik Asantes zu durchschauen und die starken wie die schwachen Seiten dieses Reiches kennen zu lernen. Anfangs ging es ihnen noch leidlich, solange der König wenigstens für ihr äußeres Durchkommen notdürftig sorgte. Jetzt mußten sie aber mit den andern Gefangenen ihren Unterhalt durch Arbeit verdienen, indem der König sich von ihnen ein „Europäerhaus", zweistöckig und mit einer Galerie, in der Nähe der Hauptstadt bauen ließ, eine Zumutung, die sie eigentümlich berührte, da sie an den Dienst Israels in Aegypten erinnerte.

Doch sie sollten die Vollendung dieses Gebäudes, zu welchem sie im Juni 1873 den Grund legten, nicht mehr erleben; denn inzwischen waren Ereignisse eingetreten, die eine Wendung der bisherigen Verhältnisse in rascher Folge herbeiführten. England, das seine Ehre auf dem Spiel sah, hatte sich unterdessen ermannt und war entschlossen, den Uebermut Asantes zu züchtigen und durch ein warnendes Exempel den britischen Namen in Westafrika wieder in Achtung zu bringen. Unter dem Oberbefehl des Generals Sir Garnet Wolseley wurde eine großartige Truppenexpedition ins Werk gesetzt, um dem König von Asante nötigenfalls in dessen Hauptstadt den Frieden zu diktieren. Zugleich wurden alle Stämme des Schutzgebietes als Hilfsvölker aufgeboten, die unter der Führung englischer Befehlshaber die Verbündeten der Asanteer östlich vom Volta unterwerfen sollten. Dunkle Gerüchte, die immer bestimmter wurden, drangen von alledem nach Kumase und steigerten die Unruhe der Bevölkerung. Die Häuptlinge baten infolgedessen den König um Zurückberufung des Heeres; aber dieser wollte nichts davon hören. Eine Gesandtschaft riet wenigstens zur sofortigen Auslieferung der weißen Gefangenen, da es höchste Zeit sei, einzulenken. Selbst die Mutter

des Königs hielt den Großen in offener Ratsversammlung die Ungerechtigkeit des Krieges und die jahrelange Festhaltung der Europäer strafend vor und schloß mit den Worten: „Alles erwogen, rate ich entschieden, die Weißen sogleich zurückzuschicken; so wird Gott mit uns sein.“ Doch die Häuptlinge vertagten die Abstimmung und wollten auch jetzt noch nicht den Ernst der Lage erkennen.

In dieser Zeit (21. November 1873) wurde Ramseyers ein zweites Kindlein geboren; aber auf dem ruhte das Wohlgefallen des Königs nicht mehr. Es war ein Knabe und zur Kriegszeit auf die Welt gekommen. Das war ein böses Omen für die kommenden Tage Asantes. Seine Existenz wurde deshalb von den abergläubischen Kumaseleuten absichtlich unbeachtet gelassen.

In denselben Tagen traf auch ein Schreiben vom Gouverneur der Goldküste in Kumase ein, seit fast einem halben Jahre die erste Kundgebung britischerseits. Der König, so hieß es in demselben, habe den Frieden gebrochen, indem er das Schutzgebiet überfallen, Dörfer verbrannt und ihre Einwohner getötet habe. Doch der Gouverneur habe mit einer Handvoll Truppen die Asanteer zurückgedrängt. Jetzt sei er von Europa aus beauftragt, ihn selbst zu züchtigen; täglich könne man die britischen Streitkräfte an der Küste landen sehen. Seine Königin sei aber langmütig und wolle gern glauben, daß Mißverständnisse ihn zum Kriege verleitet hätten; daher versuche sie, ihm die Rückkehr zum Frieden zu erleichtern. Wähle der König den Frieden, so müsse er, ehe man noch zu unterhandeln anfange,

1. sämtliche Truppen, die noch im englischen Schutzgebiet stünden, zurückrufen;

2. alle unschuldig gefangenen Angehörigen desselben, Männer, Weiber und Kinder, an die Küste schicken;

3. diesen Gefangenen für alle zugefügten Verluste Entschädigung versprechen.

In großer Stille wurde dies kränkende Schreiben von dem König und seinen Räten angehört; alle schienen sehr ernst gestimmt. Aber der König steifte sich noch immer darauf, daß das Wasser noch nie den Berg hinaufgelaufen sei, und beharrte auf seinem Eigensinn. Demgemäß fiel auch seine Antwort an den Gouverneur aus, die dahin lautete: er habe sein Heer bereits zurückgerufen; mit den Weißen, die seine Freunde seien, habe er keine Streitsache; die gefangenen Europäer aber werde er ausliefern, sobald er die 1000 Pfund erhalten haben werde. Das war nun so gut wie gar keine Antwort, da dieselbe kein Eingehen auf die eng-

lischen Forderungen enthielt. Auch das Zurückrufen des Heeres war eitel Trug; dasselbe befand sich zwar in der Tat auf dem Rückzug, aber nur weil es in mehreren Treffen geschlagen, durch Krankheiten und Hunger geschwächt und mutlos geworden, durch die Ungunst der Verhältnisse genötigt gewesen war, von selbst den Rückmarsch anzutreten.

Unterdessen war der englische General Sir Garnet Wolseley mit auserlesenen europäischen und westindischen Truppen an der Goldküste gelandet und hatte von Cape Coast aus den Marsch durch den Urwald und die fieberschwangeren Sümpfe nach Asante angetreten. Täglich kamen neue Schreckensnachrichten in Kumase an: Die Europäer hätten eine Straße bis an den Pra mit Lokomobilen und Rundsägen gebaut, eine Brücke über den Fluß geschlagen, ihre Kugeln rafften je fünf Asanteer auf einmal hinweg usw. Zugleich trafen immer mehr heimkehrende Soldaten ein, die von den Verlusten des Asanteheeres berichteten. Viele Großen, auch Prinzen, seien gefallen; der Heerführer Amankwa habe sich tagelang im Walde verloren und sei nach Verlust seines Schirmes und seiner Stühle nur mit knapper Not der Gefangenschaft entgangen. Am Wege lägen unzählige Leichen, Verwundete, die ihren Verletzungen erlegen seien, und Verhungerte. Die Aufregung, Spannung, Wut und Erbitterung in der Hauptstadt und damit auch die wechselnden Gemütsstimmungen der armen Gefangenen, die öfters an den Ratsversammlungen teilnehmen und die Briefe übersetzen mußten, lassen sich nicht beschreiben. Bald hieß es, man werde sie in Eisen legen; bald, man werde sie frei lassen; bald, man werde sie töten. Doch sie blieben gefaßt und konnten, in ihres himmlischen Vaters Obhut sich sicher wissend, mit Ruhe dem Ausgang entgegensehen.

Am 22. Dezember füllte sich die Stadt von nah und fern zum Triumphzug (!) des zurückgekehrten Heeres. Alle Straßen wimmelten dergestalt von Truppen, daß es nur eine hin- und herwogende dunkle Masse zu sein schien, aus welcher die bunten Schirme der Häuptlinge emporragten. Ganz Asante schien an diesem Tage in Kumase zu sein, und es mochte sich die Zahl der Anwesenden, trotz der großen Verluste, auf 100 000 Menschen belaufen. Wilder Lärm und Geschrei, Trommeln und Schießen ertönte den ganzen Tag, während die Truppen von morgens bis in die Nacht hinein defilierten. Nicht weniger als 280 Häuptlinge waren in diesem erfolglosen Feldzug gefallen und 16 Treffen, so hieß es, seien in demselben geliefert worden.

Bald darauf, den 1. Januar 1874, feierte Kumase trotz seiner

bedrohten Lage die üblichen Totenfeste für die Gefallenen. Fast auf jeder Straße floß unschuldiges Blut. Von überallher ertönten die Jammergesänge und Wehklagen der Witwen und Hinterlassenen, die am ganzen Leibe rot bemalt, mit Wedeln und langen Schweifen an beiden Armen, herumliefen. In allen Hauptstraßen lagen Rümpfe der Enthaupteten, während andere Opfer, mit dem Messer durch die Wangen, daneben standen und den Gnadenstreich erwarteten, der ihren Qualen ein Ende machen sollte. Zu gleicher Zeit trafen Nachrichten ein, daß der Vortrab des englischen Heeres den Pra überschritten habe und bereits eine Tagereise diesseits des Flusses stehe. Schleunigst wurden deshalb die Häuptlinge des Grenzbezirks von Kumase abgeschickt, und der König selbst machte Miene, in den Streit zu ziehen. Tag und Nacht ratschlagte derselbe mit seinen Großen im Palast und suchte durch teuer erkaufte Zaubermittel dem Vordringen der englischen Truppen vorzubeugen.

Aber schon warfen die kommenden Ereignisse ihren düstern Schatten voraus und ließen erkennen, daß sich das Gericht Gottes den Toren der Hauptstadt nahe.

Es war in der Nacht des 8. Januar. Verstimmt und beunruhigt saß König Karikari in tiefes Sinnen versunken auf einem niedern Sessel im Gehöft seines Palastes. Den ganzen Nachmittag hatte derselbe Kete spielen lassen, jenes traurig tönende Instrument, zu dessen Klängen die Weiber des Königs die alten nationalen Gesänge in wilden, klagenden Tönen begleiteten und die den finster zuhörenden Fürsten an die Taten seiner kriegerischen Vorgänger mahnten. Er hatte auch diesmal nicht unterlassen, mehrere blutige Menschenopfer darzubringen und dieselben als Gesandte an seine Vorfahren ins Jenseits zu schicken, um diese vom Gang der Politik und vom drohenden Unwetter zu benachrichtigen. Er hatte dies getan nach alter herkömmlicher Asantesitte und wie es die heidnische Religion und Anordnung der Priester erforderte.

Nun ist die Nacht hereingebrochen und unheimliche Stille lagert über den niedrigen Hütten. Auf den einsamen Straßen und Plätzen der volkreichen Hauptstadt ist kaum ein menschliches Wesen zu erblicken. Alles Leben, das sonst jene durchschwirrt, scheint erstorben zu sein. Nur im königlichen Gehöft, vor einer offenen Halle, sitzen um den König geschart die Aeltesten und Häuptlinge des Reiches und halten großen Rat. Bedrückt und trübe gestimmt sitzen oder kauern sie im Halbkreis herum und lauschen der Rede des Sprechers. Es sind alte, ergraute Häupter, die das weite Gewand wegen der Kühle der Nacht fester und fester um ihre

Glieder schlagen. Die Knaben, welche die glostenden Fackeln in ihren Händen halten und teilnahmslos in dieselben starren, ermüden schließlich und vergessen, sie von Zeit zu Zeit in ein Gefäß mit Palmöl zu tauchen. Die Fackeln geben einen gar trüben Schein und erhellen nur spärlich die Szene, erfüllen dagegen den geschlossenen Hofraum mit dickem Qualm.

Bis in die späte Nacht währt die Versammlung, und der Schluß, zu dem die alten trügerischen Räte des Königs kommen, ist der ihnen feststehende Satz: „Das Wasser ist noch nie den Berg hinan gelaufen.“ Deshalb, so lautet ihr Spruch, kann auch das Unerhörte nicht geschehen, daß die Weißen ungefährdet die Urwälder durchkreuzen und ihren Fuß nach Kumase setzen könnten, wennschon sie nach den eingelaufenen Berichten der Grenzwachen im Anmarsch seien. Und wozu hatte man den mächtigen Fetisch Odente von Kratschi im Weichbilde der Stadt? Hatte man doch auch noch für hundert Unzen Goldstaub sich von einem Mohammedaner aus dem Innern Afrikas ein seltenes Amulett gekauft, dessen Machtwirkung zweifellos sein sollte. Und hatte denn Kumase nicht altbewährte Fetische und zahllose Fetischpriester in seiner Mitte, deren Schutz man sich getrost überlassen konnte? Sollten alle diese Mächte nicht imstande sein, Hauptstadt und Reich vor den drohenden Weißen zu sichern?

In derselben Nacht, da der König und seine Räte bei düsterem Fackelscheine die drohende Lage ihres Landes erwogen, stand der Oberpriester Kumases in der Nähe des „Heiligen Baumes“, dessen riesige Aeste dürr und erstorben gespenstig gen Himmel ragten. Vor ihm lag die Leiche eines neugeborenen Kindes und mit blutiger Todeswunde auf der bloßen Brust, in die er von Zeit zu Zeit seine Fetische tauchte, während er die lange einsame Nacht hindurch zu den Tönen einer Schalmei seine melancholischen Vigilien summte.

Doch schon war die gerechte Hand Gottes ausgereckt, um das Mene Mene Tekel über Kumase und sein Königreich zu schreiben. Leise lispelte der Nachtwind in den Zweigen des Gesträuchs, das den uralten Stamm des heiligen Fetischbaumes umgab. Der Priester, der in nächtlicher Stille seinen blutigen Opferdienst versah, vermeinte in ihm die Stimme seines Fetisches, des Schutzgottes von Kumase, zu hören. Um so eifriger waltete er seines Amtes. Da dröhnte plötzlich die Erde unter ihm. Es kracht und donnert um ihn her, und mit ungeheurer Wucht bricht die alte Baumruine, wie von unsichtbarer Hand gefällt, zusammen, weithin ihre morschen Stücke um sich herstreuend. Entsetzt wendet sich der Priester von der Stätte seines Heiligtums und flieht eilend durch

die öden Straßen Kumases seiner Behausung zu. Aber auch diese eindrückliche Mahnung, so sehr sie unter dem abergläubischen Volk Schrecken verbreitete, genügte noch nicht, um den Starrsinn der Großen zu beugen.

Da traf am 9. Januar (1874) ein Ultimatum des bereits an den Grenzen von Asante stehenden englischen Feldherrn ein: „Majestät möge erkennen, daß es sich jetzt um den Bestand seiner Dynastie handle, denn er sei entschlossen, wenn nötig, Asante zu zermalmen. Doch sei er immer noch zum Frieden bereit, wenn der König 1. alle Gefangenen sogleich befreie; 2. 50 000 Unzen Gold*) als Kriegskosten zahle, und 3. bei der Unterzeichnung des Vertrags in Kumase Geiseln stellen wolle, usw. Das alles vom englischen Dolmetscher vorgelesen, wurde ruhig in Gegenwart der Gefangenen angehört. Dann wurden diese entlassen, aber schon nach zwei Stunden wieder gerufen, um folgende Eröffnung zu vernehmen: „Der König nehme die Friedensbedingungen an, da er nicht gegen die Weißen kämpfen wolle; der General möge stille stehen und nur einen Bevollmächtigten senden, um den Frieden abzuschließen. Wenn dann die Sache geordnet sei, wolle man die Gefangenen entlassen."

Diese trauten kaum ihren Ohren; doch entging ihnen der Umstand nicht, daß der General entschlossen war, auf jeden Fall nach Kumase zu ziehen, während der König eben diesen Schritt durch zuvorkommende Nachgiebigkeit verhindern wollte. Darum drangen sie darauf, der König solle zum Beweis, daß es ihm ernst sei, wenigstens den kranken Kühne sogleich freigeben. Ueber Erwarten schnell ging der König darauf ein: „Geh, geh! ich sende dich dem Gouverneur; aber noch heute nacht mußt du Kumase verlassen." So lautete die Antwort, die fast an Pharaos letzten Befehl an die Hebräer erinnerte, und so geschah es. Kühne hatte noch, in ein schweres königliches Gewand gehüllt, das ihm als Abschiedsgeschenk vom König geschickt worden war, eine Privataudienz bei demselben, der im Höfchen seines Steinpalastes saß und mit einer Katze spielte, während sechs oder sieben andere ihn umschnurrten. Der König gab ihm noch die übertriebensten Freundschaftsversicherungen an den englischen General auf — dann nahm Kühne Abschied, und hinaus aus Kumase ging es bei Fackelschein in die dunkle Nacht, hinein in den düsteren Urwald, dem Lager der Engländer, der Freiheit, der Heimat zu, die Worte des 124. Psalms im Herzen bewegend. Ueber seine Ankunft bei

*) 1 Unze Gold = Pfd. Sterl. 3,12; also 3 600 000 Mark.

den Engländern findet sich die Notiz von Stanley, welcher die Expedition als Berichterstatter begleitete: „14 Januar 1874. Gestern brachte die Erscheinung eines bleichen Gefangenen, der Schatten eines schwindsüchtigen Mannes, das ganze Lager in Aufruhr. Es war Missionar Kühne, der bei uns in Asiaman eintraf."

11. Befreiung der übrigen Gefangenen.

Inzwischen nahte das Verderben Asantes mit gewaltigen Schritten, und die Gefangenen konnten nicht umhin, sich die bange Frage vorzulegen, ob sie der Herr in dieser Katastrophe werde umkommen lassen oder noch in der letzten Stunde erretten. Ihre Lage war natürlich bedenklicher denn je. Sie beteten ohne Unterlaß nicht nur für sich selber, sondern auch für Asante, daß doch noch alles einen Ausgang „zum Besten" nehmen möchte.

Asante verharrte in seiner alten Verblendung und glaubte immer noch, auf den gewohnten Schleichwegen seiner Niederlage zu entgehen. Kühnes Freilassung hatte keinen andern Zweck gehabt, als den englischen General aufzuhalten. Der bewaffnete Widerstand blieb deswegen in Kumase doch eine beschlossene Sache. Alles rüstete zum Kampf: die Männer gossen Kugeln und schmiedeten solche aus Eisen, während die Weiber für den Proviant sorgten. Der König, so hieß es, werde sich doch nicht der Schande unterziehen und um Gnade bitten; Asante müsse sich mannhaft zeigen! Sklaven wurden verkauft, um Pulver einzuhandeln, und täglich gingen Truppen nach der Grenze ab. Dabei meldeten die Boten bereits das Näherrücken des Feindes von Süden und Osten.

Mitte Januar langte denn auch eine weitere Drohung Sir Garnet Wolseleys an als Antwort auf Kühnes alleiniges Erscheinen: es bedürfe der Freilassung aller Gefangenen, der Weißen und Schwarzen, in den nächsten Tagen, um von der Aufrichtigkeit der friedlichen Gesinnung überzeugt zu sein. Der König möchte einsehen, daß er den Weißen so wenig zu widerstehen vermöge, als er der Sonne das Aufgehen verwehren könne! Aber auch jetzt ging Asante nicht in sich. Im Gegenteil, die versammelten Häuptlinge schwuren, daß sie insgesamt gegen die Weißen ins Feld ziehen wollten. Etliche taten dies auf der Stelle, andere folgten ihnen in der Nacht nach. Gleichzeitig brachte ein Bote die Nachricht, daß die Engländer am Fuße der Adanseberge stünden.

Endlich sollte aber doch die Erlösungsstunde für Ramseyers schlagen. Am 21. Januar gelang es ihnen, den König zu ver-

anlassen, daß sie vor ihn geführt würden. Sie fanden denselben auf der Veranda eines innern Hofes sitzend, von 15 Häuptlingen umgeben und finster dreinschauend. Noch einmal baten sie ihn, den Forderungen des Generals Gehör zu schenken und alle Gefangenen freizugeben. Es war eine Stunde schweren Bangens und eine Szene voll unbeschreiblicher Aufregung, in welcher der König hin- und herschwankte. Bald sprach er vom Lösegeld, das erst entrichtet werden müsse, ehe er sie losgebe, bald wollte er Ramseyer allein ziehen lassen. Dann wieder starrte er vor sich hin und rief plötzlich: „Geht! geht und sagt dem Gouverneur: ich habe nichts mit den Weißen!" Als ihn aber der englische Gesandte an die übrigen Friedensbedingungen erinnerte, an die Herausgabe sämtlicher Gefangenen und namentlich an die 50 000 Unzen Gold, die er zu bezahlen habe, da fuhr er grimmig auf: „Was? ist es nicht genug, wenn ich die Weißen schicke? Soll ich auch gleich die Fanteer mitschicken? Ein furchtbarer Sturm brach los. Jedermann sprang auf, schimpfte und fluchte durcheinander. Wütend fuhr der König fort: „Keiner wird frei; nein, ihr bleibt alle hier!" Dem stimmten sämtliche Anwesende bei: „Ja, wir geben keinen einzigen heraus, Weiße und alle übrigen bleiben hier; wir werden sie alle töten; wir fürchten uns nicht!"

Jede Hoffnung auf Befreiung war verschwunden. Endlich, nachdem Ramseyer den König gebeten, er möge doch die „Sache" ruhig beraten und vor allem die Wohlfahrt seines Reiches im Auge behalten, legte sich der Sturm. Doch immer sah der König noch finster drein, als kämpfe er mit sich selbst. Auf einmal brach er sein Schweigen: „Nein, ihr gehet! Ihr Weißen geht und sagt meinem guten Freund, daß ich nicht gegen ihn ausgezogen bin. Ich habe kein Wort mit ihm. Und die 1000 Pfund — sagt, daß ich sie ihm schenke! Ich will nicht, daß eine so kleine Summe Streit zwischen uns verursache. Geht, redet ein gutes Wort! Ich habe nun getan, was ich konnte; wenn jetzt der Gouverneur nicht Halt machen will, dann überlasse ich Gott die Entscheidung." Noch kämpfte Argwohn in den Herzen der so oft Getäuschten und wollte die Freude nicht aufkommen lassen. Gegen Abend aber schickte der König jedem ein wertvolles Landeskleid als Abschiedsgruß und einiges Reisegeld, woraus sie ersahen, daß er es ernstlich mit ihrer Freigebung meinte. Erst nach 9 Uhr erschien ein Bote, der sie zum König geleiten sollte, um Abschied von ihm zu nehmen. Nach langem Warten im Palast führte man sie durch acht Höfe, wo in einem kleineren der Monarch mit einigen Häuptlingen am Feuer saß. Er sah wieder sehr finster aus, als koste ihm

ihre Auslieferung eine große Ueberwindung. Die Gefangenen hatten die geschenkten Kleider beim Eintritt in den Hof umgeworfen, worüber er einige Worte fallen ließ. Dann schaute er sie mehrere Sekunden lang an und zeigte durch eine Handbewegung, daß sie gehen könnten. Da es ihnen weh tat, ihn so trostlos zu sehen, wiederholten sie ihm, daß sie alles tun würden, um den General seiner friedlichen Gesinnung zu versichern. Er lächelte und verabschiedete sie mit den Worten: „Ja, es ist gut: geht und macht es so."

Bald war alles zur Abreise fertig, und gegen 11 Uhr abends nahmen sie Abschied von den zurückbleibenden Schwarzen. Wie träumend ging's hinaus in die dunkle Nacht. Nur wenige Sterne blinkten am Himmel; dazu führte ihr Weg durch dichten Wald. Die Träger mußten den Pfad tastend finden, kamen deshalb nur langsam vorwärts und strauchelten über die unzähligen Wurzeln und Steine. Doch es ging der langersehnten Freiheit entgegen. Im Sturmschritt wurden in den folgenden Tagen die langen, beschwerlichen Wegstrecken zurückgelegt. Noch hatten sie die Nähe des Asantelagers zu passieren und verschiedene Häuptlinge unterwegs zu grüßen. Am 23. Januar erreichten sie die ersten verlassenen Dörfer, die zugleich die Nähe der britischen Armee und ihre Befreier bekundeten. Endlich hatten sie auch die letzte Asantetruppe, die Grenzwache, glücklich hinter sich, und mit beflügelter Eile ging es durch den majestätischen Urwald. Plötzlich stand der Zug still. Was gibt's? „Deine Landsleute sind da!" Ein englischer Offizier drückte ihnen mit bewegtem Herzen die Hand. Sie waren frei. Das Netz war zerrissen, und mit der Freiheit schien ihnen die ganze Welt geschenkt.

Von den Vorposten, die sie von allen Seiten her mit herzlicher Freude begrüßten, ging's nach mehrstündiger Rast weiter dem Lager zu, um Sir Garnet Wolseley vorgestellt zu werden. Ihr Weg führte sie durch die unvergeßliche Stadt Fomana, wo sie vor 13 Monaten ihrer Befreiung entgegengesehen hatten, statt ihrer aber bitter getäuscht und ausgeplündert wieder nach Kumase zurückgeschleppt worden waren. Ueber das Adanse-Bergland führte nun eine schöne Straße, auf der sie gegen Abend das Lager erreichten und dem Oberbefehlshaber ihren tiefempfundenen Dank für ihre Befreiung abstatten konnten. Dann setzten Ramseyers am 25. Januar ihre Reise nach der Küste fort, während Bonnat sich der Expedition nach Kumase anschloß.

Am 2. Februar zogen sie, von unzähligen Menschen aller Farben und Trachten lebhaft bewillkommt, in Cape Coast ein

und langten wenige Tage später (den 8. Februar) mit dem Postdampfer auf der Basler Missionsstation Christiansborg an. Sie sahen sich nun plötzlich aus dem Kerker des heidnischen Kumase heraus in den Kreis der Missionsgeschwister und in eine christliche Gemeinde hineinversetzt. Und im Blick auf die Reihe von Wundertaten, durch die sie am Leben erhalten und zurückgeführt wurden, begrüßten selbst die Heiden die Erlösten und bekannten, daß ihr Herr ein lebendiger, allmächtiger und gnädiger Gott sei. Sie selbst aber hatten in Wahrheit erlebt, was der Psalmist seinem gefangenen Volk in den Mund legt:

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens, und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: der Herr hat Großes an ihnen getan; der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich. Herr, wende unser Gefängnis, wie du die Wasser gegen Mittag trocknest. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben." (Ps. 126).

12. Das Gericht über Asante.

Der britische Befehlshaber ließ sich natürlich durch die Auslieferung der europäischen Gefangenen in seinem Marsch nach der Hauptstadt nicht aufhalten. Hatte sich doch der König bis jetzt noch nicht herbeigelassen, die übrigen Friedensbedingungen zu erfüllen. Wohl liefen Frieden atmende Briefe vom König im englischen Lager ein, aber keine Garantien, und der englische (farbige) Gesandte, der noch in Kumase zurückgeblieben war, fügte einem kurzen Schreiben „2 Kor. 2. 11" als bedeutsame Warnung, gleichsam als Datum bei. Ein westindischer (schwarzer) Soldat lieferte die Bibel, in welcher die Stelle nachgeschlagen wurde.

Am 31. Januar stießen die Briten bei ihrem Vormarsch auf einen Hinterhalt bei Amoaforo. Nun erkannte man, daß der König alles getan hatte, um mit seiner gesamten Heeresmacht dem vordringenden Feinde entgegenzutreten. So kam es im dichten Urwald zu einem heißen Kampf mit dem unsichtbaren Gegner, der wohl 20 000 Mann zählte gegen höchstens 3000 schlecht gedeckte britische und schwarze Truppen. Diese räumten aber mit Raketen und Granaten tüchtig auf und brachten die Asanteer zum Weichen. Trotzdem schlugen sich die letzteren tapfer

bis in den Nachmittag und bedrohten noch spät abends die rechte Flanke und den Rücken der Engländer. Unter den vielen Gefallenen der Asanteer befanden sich auch drei ihrer obersten Heerführer.

Nun drang Sir Garnet unter stetem Kämpfen bis in die Nähe von Kumase vor. Hier machte ihm der König (4. Februar) den Uebergang über den Odafluß streitig, während derselbe, auf seinem goldenen Stuhl und unter dem roten Schirm sitzend, dem siebenstündigen Kampfe zuschaute. Als die Niederlage entschieden war, floh er nach seiner Villa Amangchia. Am Abend desselben Tages zogen die Briten unter den Klängen des schottischen Dudelsacks in Kumase ein. Da sich auch jetzt der König nicht zu Unterhandlungen einfand, so wurde die Stadt samt dem königlichen Steinpalast am 6. Februar eingeäschert und niedergebrannt.

Das Heer kehrte der einsetzenden Regenzeit wegen, welche die Wege und Flüsse unpassierbar zu machen drohte, eiligst nach der Küste zurück. Am 19. Februar wurde der siegreiche Feldherr mit Jubel in Cape Coast empfangen; am 30. März schon führte er seine Truppen im Windsorpark der Königin von England vor und empfing von ihr den wohlverdienten Lohn für den von ihm mit ebensoviel Umsicht und Geschick vorbereiteten, als mit raschen Schlägen durchgeführten Zug nach Kumase. Asante war nun gedemütigt. Im Friedensschluß, zu welchem sich der König genötigt sah, verpflichtete sich derselbe, 50 000 Unzen Gold zu zahlen, Handel und Verkehr an die Küste freizugeben, seinen Ansprüchen auf fünf Vasallenstaaten zu entsagen und die Menschenopfer abzuschaffen.

Der siegreiche Feldzug der Engländer hatte aber auch das ganze Asantereich in seinen Grundfesten erschüttert. Der Zauber seines Namens war vernichtet und lag zerbrochen in der Asche von Kumase. Die Häuptlinge und Fürsten einzelner Staaten, die er zusammengehalten, wandten sich von Asante ab und stellten sich unter den Schutz der britischen Regierung. Ganze Provinzen wagten es nun, das Joch abzuschütteln und sich unabhängig zu erklären. Der Weg ins Innere, z. B. den Voltafluß hinauf, wurde dadurch für den Verkehr offen, und es war damit zugleich der Mission der Zugang zu den Völkern gebahnt, die vordem durch Asante verschlossen waren. Für letzteres trat aber ein Zerbröckelungsprozeß ein, der mit den Jahren stetig zunahm und die Ohnmacht Asantes besiegelte.

Auch das spätere Geschick des Königs Kofi Karikari ist tragisch

genug. Nachdem sich ein Großer um den andern von demselben abgewandt hatte und sein Thron zu wanken anfing, bat der unglückliche König den englischen Bevollmächtigten, welcher Juli 1874 in Kumase weilte, ihn an die Küste zu nehmen, denn er fühlte sich nicht mehr sicher in seiner Hauptstadt. Jener lehnte dies ab, um sich nicht in die inneren Angelegenheiten Asantes zu mischen. Endlich befürwortete selbst des Königs Mutter einen Thronwechsel, um wenigstens das Reich der Dynastie zu erhalten. Als der König davon hörte, stellte er Pulverfässer um den Königsstuhl, um sich mit diesem und anderem Krongut in die Luft zu sprengen. Das rechtzeitige Eindringen der Häuptlinge verhinderte jedoch das Anzünden, der König aber erklärte der Ratsversammlung (21. Oktober), daß er bereit sei, abzudanken, da man ihm doch die Schuld an allem Unglück beimesse. Mit 60 Weibern und 500 Sklaven zog er sich als Privatmann auf ein Dorf zurück. Unter seinem Nachfolger schritt der Verfall Asantes fort, bis zuletzt blutige Parteikämpfe in Kumase selbst ausbrachen. Kofi Karikari, der bei den zerrütteten Zuständen der späteren Jahre wieder Aussicht auf den Thron zu gewinnen schien, wurde deshalb (1883) von dem Prinzen Owusu Koko gefangen gesetzt. Obwohl dem Namen nach der junge Kwaku Dua, ein Neffe Kofis, König war, so hatte doch Prinz Owusu alle Macht in Händen. Als nun um die Mitte des Jahres 1884 Kwaku Dua an den Pocken starb und mit ihm einige seiner Verwandten, ließ Owusu den gefangenen König Kofi Karikari kommen, warf ihm vor, er sei schuld am Tod des Königs und seiner Verwandten und ließ ihm mit einem Elefantenzahn das Genick brechen. So endete der arme König, der seinerzeit über vier Jahre lang Leben und Tod der gefangenen Missionare in seiner Hand hielt. Der gewaltsame Tod des Exkönigs führte zu neuen blutigen Händeln, und die Hauptstadt Kumase stand seitdem vereinsamt da und ihre Macht und ihr Glanz war für immer dahin.

13. Die Mission in Asante.

Damit könnten wir unsern Bericht über jene Ereignisse schließen, aber das Interesse, das uns vielleicht das unglückliche Asante abgewonnen hat, läßt uns noch einen kurzen Rückblick auf sein späteres Schicksal, sowie auf die im Lauf der Jahre unternommenen Missionsversuche daselbst tun. Denn gottlob, heute nach vielen Jahren, hat Kumase, die ehemalige Beherrscherin des

mächtigen Asantereiches, endlich ihre Tore der Mission auftun müssen, nachdem sie ihre geschichtliche Rolle ausgespielt hat. Ja, in ganz Asante darf nun das Heil Gottes überall verkündet werden und die Mission hat an verschiedenen Hauptpunkten des Landes mit ihrer Arbeit eingesetzt. Wie ist das gekommen?

Trotz der mancherlei Leiden und Nöten, welche die gefangenen Missionare in Asante in so reichlichem Maße durchzumachen hatten, war ihnen doch das Asantevolk ans Herz gewachsen. Was wäre ihnen auch lieber gewesen, als wenn sie demselben die Botschaft des Friedens hätten bringen dürfen. Auch die Basler Missionsgesellschaft hatte schon lange, seit Missionar A. Riis im Jahre 1839 die blutgetränkte Hauptstadt Kumase besucht hatte, ihr Augenmerk auf dieses Hinterland der Goldküste gerichtet und war durch die Besetzung des Akemgebietes bereits bis an dessen Grenzen vorgedrungen. Die Verwicklungen Asantes mit dem englischen Küstengebiet hatten indes nicht nur die Missionsarbeit der Wesleyaner in Asante vernichtet, sondern auch die Aussichten jeglicher Mission in die Ferne gerückt. Nach der Niederwerfung Asantes aber waren die ungeordneten Verhältnisse des Reiches derart, daß dieselben vorderhand keine genügende Sicherheit für den Betrieb einer gesegneten Missionstätigkeit boten.

Doch entschloß sich Basel dazu, in der ehemaligen Asanteprovinz Okwawu, die nur sechs Tagereisen östlich von Kumase liegt, die Arbeit zu beginnen. In ihr hatten seinerzeit die Gefangenen bei ihrem Durchmarsch viel Teilnahme und Liebe erfahren, so daß sie dessen Bewohner in freundlichstem Andenken hatten. Nach dem Fall Kumases hatte sich das schöne Bergländchen, das eine dichte und betriebsame Bevölkerung hat, von Asante losgesagt und suchte sich unter den Schutz der englischen Regierung zu stellen. Diesem Wunsche wurde aber erst später entsprochen.

Hier in Okwawu wurde im Jahre 1875 die Station Abetifi gegründet, und Missionar Ramseyer und Frau traten nach ihrer Rückkehr von Europa in die Arbeit daselbst ein*). Diese

*) Sein Leidensgefährte Kühne, dessen Gesundheit infolge der Entbehrungen durch eine Lungenkrankheit für immer gebrochen war, konnte nicht mehr nach Afrika ausziehen. Doch war ihm, da sich sein Gesundheitszustand einigermaßen hob, noch ein glückliches Familienleben in Basel beschieden. Er starb hier 1902. Der Franzose Bonnat — um auch diesen hier zu erwähnen — trieb nach seiner Befreiung eine Zeitlang Handel an der Küste, bereiste die Hinterländer am oberen Volta und trat dann an die Spitze einer Gesellschaft, die an der westlichen Goldküste Goldminen eröffnete. Hier ist er bald darauf dem Klima erlegen.

ist mit den Jahren in sehr erfreulicher Weise gediehen und von Abetifi aus auf 20 verschiedene Punkte des Berglandes ausgedehnt worden, während im ganzen Bezirk das Evangelium frei und unverboten verkündigt wird. Die Zahl der Christen in dieser ehemaligen Aſanteprovinz betrug im Jahr 1911 zirka 2700 Seelen.

Von diesem Vorposten aus wurden dann ausgedehnte Reisen in verschiedene Aſanteprovinzen im Westen und Norden gemacht, um einerseits den dortigen Völkern das Wort des Lebens zu bringen, anderseits aber auch, um zu erkunden, wo das Land für die Mission offen sei. Ja, selbst nach Kumase wurden Anfang der achtziger Jahre drei Expeditionen von Basler Missionaren unternommen, die aber damals nur die Ueberzeugung gewinnen ließen, daß vorderhand im eigentlichen Aſante, und besonders in dessen Hauptstadt, die Zeit noch nicht angebrochen sei, um hier mit Erfolg das Reich Gottes zu bauen, sei es, daß die politischen Verhältnisse zu unsicher waren, sei es, daß sich der König und seine Großen ablehnend zu einer Niederlassung der Missionare verhielten. Auch den Wesleyanern und den römischen Sendlingen, die Kumase besuchten, blieben die Türen verschlossen.

Währenddem wartete Missionar Ramseyer, der nach seiner Befreiung noch zweimal seinen ehemaligen Kerker betrat, von Okwawu aus mit gespannten Blicken auf den Zeitpunkt, da sich die Pforten von Aſante für die Boten Christi auftun würden. Es wurden deshalb von Abetifi aus einige Außenstationen als Vorposten gegen Kumase zu vorgeschoben, die dazu dienen sollten, der Mission in Aſante und wenn möglich in der Hauptstadt selbst Eingang zu verschaffen.

Inzwischen führten politische Verhältnisse im Jahre 1896 ganz unerwartet den gänzlichen Zusammenbruch des Aſantereichs herbei, und dadurch war der Mission, die so lange vergeblich an die Pforten des verschlossenen Landes gepocht hatte, mit einem Schlage der Einzug gestattet. Daß aber die Aſanteherrschaft ein so jähes Ende nahm, daran war der Hochmut seiner Großen schuld, infolgedessen es zu einem abermaligen Zusammenstoß mit der britischen Kolonialmacht kam. Die Demütigung, die Aſante im Jahr 1874 durch die Engländer erlitten, hatte es nicht verschmerzen können. Nur widerwillig hatte es sich die Friedensverträge aufdrängen lassen und kam denselben nur teilweise nach; die Menschenopfer, die es für immer abschaffen sollte, wurden nie abgestellt; die Kriegsentschädigung, die ihm auferlegt war, wurde nicht entrichtet; die umwohnenden Stämme, die fortan vor ihm

Provisorische Missionsniederlassung in Kumase im Jahre 1896.

Ruhe haben sollten, waren nie sicher, von ihm unterjocht zu werden. Zugleich war es darauf bedacht, durch neue Kriegstaten die Macht und das Ansehen des Reiches zu stärken. Lange Zeit suchte die englische Kolonialregierung, unter dessen Schutz sich die bedrohten Volksstämme gestellt hatten, kriegerischen Verwicklungen vorzubeugen und die Asanteer auf friedlichem Wege in die Schranken zu weisen. Aber diese Friedenspolitik wurde den Engländern als Schwäche ausgelegt, und Asante erhob immer kühner das Haupt.

Dies war besonders der Fall, seit König Perempe im Jahr 1888 an Stelle des entthronten Mensa den Thron bestiegen hatte. Er glaubte 1893 den Zeitpunkt für gekommen, den Briten trotzen zu können und versuchte die abgefallenen Provinzen zu erobern und den alten Kriegsruhm Asantes wiederherzustellen. Zugleich sperrte er die Handelswege zwischen dem Inland und der Küste und weigerte sich 1895 mit dem englischen Statthalter zu unterhandeln. Nun sah sich die Kolonialregierung genötigt, energisch vorzugehen. Dem König wurde bis zum 31. Oktober das Ultimatum gestellt, wonach er einen britischen Residenten in Kumase aufnehmen und die Handelssperre aufheben sollte, oder aber den rächenden Arm der Regierung zu spüren bekommen werde. Perempe ließ das Ultimatum unbeantwortet und dadurch war der englische Feldzug gegen Asante unabwendbar.

Am 17. Januar 1896 stand der Vortrab der englischen Expedition vor Kumase. Dem König und seinen Großen war der Mut entfallen, so daß sie keinen Widerstand wagten. Ohne Schwertstreich zogen die englischen Truppen in der Hauptstadt ein, und damit war das Schicksal Asantes besiegelt. König Perempe wurde des Thrones entsetzt und mit seinen höchsten Räten gefangen an die Küste geführt. Asante wurde der englischen Kolonialregierung unterstellt und Kumase als Militärposten mit einer Garnison belegt. Die Häuptlinge der einzelnen Gebiete mußten dem Statthalter huldigen und die englische Oberhoheit anerkennen. Damit hatte Asante seine politische Rolle ausgespielt und seine Selbständigkeit verloren. Das festgefügte, auf Tyrannei und Blutherrschaft gegründete Reich war aus den Fugen gegangen, und auch Kumase, die einstige Gebieterin der großen Ländermasse, hatte seine Stellung als Hauptstadt eingebüßt. Die Greueltaten des Heidentums aber, an denen sonst Tausende von Unglücklichen als Schlachtopfer fielen, die düsteren Fetischhaine, wo ihre Gebeine bleichten, alle diese Plätze des Schreckens und des Modergeruchs wurden von den Engländern gesäubert und mit

Feuer verbrannt. Auch das grause Bantama, die Totenresidenz der Asantekönige, wurde dem Erdboden gleichgemacht und so das Gericht über jene Blutstätte vollstreckt.

Jetzt hatte auch die Stunde für den Eintritt der Mission in Asante geschlagen. Wie im Fluge eilte Missionar Ramseyer am 4. Februar mit seinem Neffen Perregaux von der Grenzstation Abetefi herbei und traf die ersten Vorbereitungen für die Niederlassung der Basler Mission in Kumase. Wie im Traume durchwanderte er die Straßen der ehemaligen Hauptstadt, in der sich eine so große Umwälzung der Dinge vollzogen hatte. Tief bewegt besuchte er die alten Stätten, wo er einst geweilt und als Gefangener der Willkür gefühlloser Heiden preisgegeben war. Wie ganz anders stand er heute vor der greisen Königin-Mutter und deren Sohn, dem entthronten König Mensa, die er in dem kleinen Gehöft eines armseligen Hauses als gefallene Größen begrüßte! Es waren Erinnerungen unauslöschbarer Art. Und wie wunderbar! Ueber 20 Jahre hatte der ehemalige Kriegsgefangene an der Grenze von Asante auf den Augenblick gewartet, daß sich ihm die Türen in dasselbe auftun würden. Und nun stand er endlich, inzwischen ergraut, an jener Stätte und durfte dem Volk seiner Dränger das Wort des Friedens bringen.

Den ersten Vorkehrungen folgte schon am 11. Juni die Uebersiedelung der Geschwister Ramseyer nach Kumase. Zwar mußten sie wie ehemals in armseligen Negerhütten kampieren, bis die nötigsten Baulichkeiten errichtet waren, aber sie achteten das nicht. Durften sie doch jetzt das Werk des Herrn treiben. Dazu gehörte auch die Fürsorge für eine Schar befreiter Sklavenkinder, die ihnen ein englischer Offizier zuwies. Daneben wurde auch bei aller Bauarbeit mit der eigentlichen Missionsarbeit begonnen, teils durch Straßenpredigt in Kumase selbst, teils durch sonntägliche Gottesdienste in der kleinen Bambuskapelle. Außer Kumase wurden dann in rascher Folge, da sich ganz Asante der Mission offen zeigte, noch verschiedene Hauptorte des Landes mit eingeborenen Gehilfen besetzt, so daß die Zahl der Außenstationen bis zum 1. Januar 1900 auf 16 anwuchs. Auch konnten in den beiden Städten Kumase und Kumawu die Erstlinge von Asante getauft und damit der Grund zu kleinen Gemeinden gelegt werden. Das wachsende Vertrauen der Bevölkerung aber gegen die Mission führte den Schulen nicht weniger als 311 Schüler zu.

Dem hoffnungsvollen Anfang folgte jedoch schon nach vier Jahren ein verheerender Sturm. Verschiedene Asantefürsten gedachten das englische Joch abzuschütteln und sannen auf einen

allgemeinen Aufstand. Harte Forderungen, die der damalige Statthalter der Goldküste an die zu seiner Huldigung nach Kumase entbotenen Stammeshäupter stellte, brachten den geplanten Aufstand im April 1900 zum Ausbruch. Aufgestachelt durch kriegslustige Häuptlinge und wahnwitzige Fetischpriester, erhob sich ein Stamm nach dem andern. Die Wege wurden gesperrt, die Telegraphenlinien zerstört, die Fremden im Lande verjagt oder niedergemacht. Um Kumase herum wurden Barrikaden errichtet und die englischen Truppen mit dem Statthalter im kleinen Fort regelrecht belagert. Auch die Missionsgeschwister Ramseyer und Jost, Frau Haasis und Br. Weller mußten am 25. April vor dem Ansturm der Aufständischen hinter den Mauern des Forts Schutz suchen. Da die Versuche, Kumase rechtzeitig zu entsetzen, fehlschlugen und den Belagerten die Lebensmittel ausgingen, blieb den Eingeschlossenen in ihrer verzweifelten Lage kein anderer Ausweg übrig, als sich durch die feindlichen Linien hindurchzuschlagen. Der Durchbruch, dem sich die Missionsgeschwister notgedrungen anschließen mußten, erfolgte am 23. Juni. Das Wagnis gelang, und nach einem mühsamen Marsch erreichte die Kolonne neutrales Gebiet. In langsamen, beschwerlichen Tagemärschen setzten die vom Hunger geschwächten Missionsgeschwister ihre Reise nach der Küste fort, die sie am 17. Juli glücklich erreichten. Der leidende Weller jedoch erlag unterwegs am 3. Juli den Strapazen der Belagerung und der Flucht *)

Die kaum errichtete Missionsstation in Kumase fiel dem Aufstand zum Opfer, indem sie von den Asanteern geplündert und niedergebrannt wurde. Die Christen und Missionsgehilfen waren schon vorher verjagt worden. Einer der Lehrer fiel unter den Messern der Aufständischen, die andern entrannen nur mit knapper Not dem drohenden Tode. Die Mission in Asante war vernichtet. Erst im Herbst 1900 wurde der Aufstand von den Engländern niedergeschlagen und damit war der letzte Versuch Asantes, die politische Selbständigkeit wieder zu erlangen, gescheitert.

Jetzt konnte auch die Missionsarbeit in Asante wieder aufgenommen werden. Am 15. Februar 1902 kehrte Missionar Ramseyer mit seiner Frau wieder nach Kumase zurück, um aufs neue das Missionswerk daselbst zu beginnen. Wieder wurde gebaut, und nach Jahresfrist erhob sich ein stattliches Missionshaus aus

---

*) Näheres über die Vorgänge während des Asante-Aufstandes und der Belagerung findet sich in: „Schreckenstage in Kumase". Basler Missionsbuchhandlung.

den rauchgeschwärzten Trümmern. Auch die verlassenen Missionsposten wurden wieder besetzt, und das Evangelium konnte im ganzen Lande frei und unverboten verkündet werden.

Mit dem Frieden war auch eine neue Zeit in Kumase eingekehrt. Die ehemalige Hauptstadt wurde von der englischen Kolonialregierung zum militärischen Stützpunkt ihrer Herrschaft in Asante geschaffen, und mit der Eisenbahn, die nun die Stadt mit der Küste verbindet, zog auch ein reger Handelsverkehr in

Ebenezer-Kirche in Kumase.

Kumase ein. Dadurch entstand ein ganz neues Stadtbild mit modernen Bauten, Kaufläden, Regierungsgebäuden und den verschiedensten Volkstypen. Wer heute die Straßen des neuen Kumase betritt und den Verkehr des modernen Lebens sieht, den mutet es wie ein Märlein an, wenn er von den barbarischen Zuständen hört, die sich noch vor 20 Jahren in seinem Weichbilde abspielten.

Nach der Fertigstellung der Missionsstation kehrte Missionar Ramseyer mit seiner leidenden Frau 1904 nach Europa zurück,

begab sich aber nach deren Heimgang (9. April 1906) noch einmal nach Asante, um hier an der Seite seiner Mitarbeiter das Werk fortzusetzen; denn noch einmal mußte neu gebaut werden, da die jüngste Entwicklung von Kumase eine Verlegung der Station nötig machte. Mit den neuen Bauten erhob sich auch die erste Kirche in Kumase, die am 17. Mai 1908 feierlich eingeweiht wurde und deren Glockenklang vom schlanken Turm herab die neue Zeit in Asante verkündet. Und nicht nur in der ehemaligen Hauptstadt hat die Mission aufs neue Fuß fassen dürfen, sondern auch in ganz Asante. Zwanzig Ortschaften des Landes sind von der Basler Mission besetzt, und ihre Gemeinden zählen zurzeit (1. Januar 1912) über 700 Glieder und gegen 500 Schüler.

Missionar Ramseyer aber, der als Gefangener den barbarischen Glanz des grauenhaften Asantereiches geschaut und dann dessen Herrlichkeit in den Staub sinken sah — er hat es noch in seinen alten Tagen erleben dürfen, daß nach dem untergegangenen Gestirn Asantes jetzt die Gnadensonne Gottes über jenen finstern Ländern des Heidentums aufzugehen beginnt. Ja: „Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiden."

Friedrich Reinhardt, Buchdruckerei, Basel. — 13.264.

Mco Borel & Cie Neuchâtel

Brücke über den Pra.